

XV

372.<sup>m</sup>

Der Dorpater Universitäts-Bibliothek  
d. Herausg.



# Lebenswege

eines schwäbischen Pädagogen.

Tagebuchblätter

aus dem Nachlass des weil. Schulinspektors zu Wenden  
(Livland)

Christian Böhm.

Der Ertrag ist zu einer Stiftung auf den Namen des Verfassers bestimmt.



Neval, 1893.

Verlag von Franz Kluge.

ESTICA

A. 2555.



Republikens preses C. Moellny

# Lebenswege

eines schwäbischen Pädagogen.

---

Tagebuchblätter

aus dem Nachlaß des weil. Schulinspektors zu Wenden  
(Livland)

Christian Böhm.

---

Der Ertrag ist zu einer Stiftung auf den Namen des Verfassers bestimmt.



Reval, 1893.

Verlag von Franz Kluge.

Дозволено цензурою. Ревель, 26 Мая 1893.

ТИПОГРАФИЯ Ю. Г. ГРЕССЕЛЯ, РЕВЕЛЬ.

Den  
ehemaligen Wendenschen KreisSchülern  
zum 70jährigen Geburtstage  
ihres Inspektors  
dargebracht.

## Vorwort.

---

Die folgenden Tagebuchblätter sind, wie der Eingang besagt, von dem Verfasser nicht für die Öffentlichkeit, sondern für die eigene Familie geschrieben. Dennoch hoffe ich mit der Herausgabe derselben dem Willen des Heimgegangenen nicht zuwider zu handeln, da ich weiß, wie warm sein Herz auch für seine Schüler schlug. Andererseits habe ich wiederholt rührende Zeugnisse für die Dankbarkeit und Verehrung erfahren dürfen, welche die ehemaligen wendischen Kreisschüler ihrem Erzieher und Lehrer über das Grab hinaus bewahrt haben. Am lebhaftesten trat dieses Gefühl in seiner einigenden Kraft im August des vorigen Jahres zutage, als eine große Zahl ehemaliger Kreisschüler sich zu einem Erinnerungsfest in Wenden versammelt hatte. Damals versprach ich, ihnen die Lebenserinnerungen meines Vaters durch den Druck zugänglich zu machen. Ich denke, daß die Schüler und Schülerinnen sowie alle Freunde meines Vaters in dem Inhalt dieses Büchleins ein treues Spiegelbild seiner Charakterzüge, seines Fühlens und Denkens finden werden, wie es ihnen vor Zeiten in Lehre und Um-

gang täglich entgegentrat. Möge dasselbe dazu beitragen, die Erinnerung an den Lehrer und Freund in ihren Herzen frisch zu erhalten!

Es ist meinem Vater nicht vergönnt gewesen, die Geschichte seines Lebens zum Abschluß zu bringen; manche Randnotiz zeugt von der Absicht, gewisse Teile zu ergänzen und abzuändern. Das diene zur Entschuldigung und Erklärung für diejenigen, welche hier und da eine eingehendere Behandlung vermissen könnten. Weil außerdem ein nicht geringer Teil der Aufzeichnungen den Charakter eines Familientagebuches trug, so waren zahlreiche Streichungen geboten, deren Spuren dem scharfen Auge hier und da wahrnehmbar sein dürften. Doch glaubte der Herausgeber sich selbständige Ergänzungen nur insoweit erlauben zu dürfen, als sie aus stilistischen Gründen notwendig erschienen. Möge eine wohlwollende Beurteilung der anspruchslosen Schrift auch mit diesem Umstande rechnen.

Dorpat, am 7. Februar 1893.

Max Böhm.

## Lebenswege eines Schwäbischen Pädagogen.



Jegerloch, Schwabenland,  
Wo meine Wiege stand,  
Halt' dich in treuem Sinn,  
Bis ich einst nicht mehr bin.

Wenden im Livenland,  
Heimat am Ostseestrand,  
Winkest mir süße Ruh'  
Auf deinem Friedhof zu.

War da so manches Jahr  
Führer der Kinderschar;  
Bin jetzt ein müder Greis,  
Haar und Bart silberweiß.





Wenn ich es unternehme, heute, am Schlusse des Jahres, einen prüfenden Blick in die Vergangenheit zu werfen, so geschieht es einerseits, um mir der Segnungen, die ich mein lebelang aus der Hand des treuen Gottes empfangen, aufs neue bewußt zu werden, andrerseits um meinen lieben Kindern ein Denkmal aus meiner Jugendzeit zu hinterlassen, damit sie sich darin spiegeln und zum Danke gegen Gott getrieben werden, der ihre Jugend so unendlich freundlicher gestaltete, als dieses bei der meinigen der Fall war. Das Wort, welches mir Pfarrer Köhler den 1. Mai 1836 bei meiner Konfirmation auf den Lebensweg mitgab, habe ich nicht vergessen, es hat mich gar oft in schweren Lebenslagen aufgerichtet und getröstet. „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen“ rief mir der Gottesmann zu, als ich vor ihm am Altare kniete; und wahrlich, wenn ich an die Jahre denke, die seit jenem Tage verflossen sind, wenn ich die mancherlei Lebensschicksale, die am Ende alle zu einem schönen Ziele führten, ins Auge fasse, so muß ich schon heute, wo ich noch in voller Manneskraft, in voller Berufsthätigkeit stehe, unwillkürlich ausrufen: der Herr hat alles wohl gemacht!

## I. Heimat.

Die Residenzstadt Stuttgart liegt in einem auf drei Seiten von Bergen eingeschlossenen Thalkessel, der nach Norden geöffnet ist. Auf der Südseite schlängelt sich die neue Weinsteige durch reizende Nebengelände nach dem eine Stunde entfernten Degerloch. Hier angekommen, erfreut den Wanderer eine jener Fernsichten, wie sie auf weit ausgedehnten Gebieten nur selten zu finden sind. Zu seinen Füßen liegt Stuttgart, das jedoch von dem Dorfe aus nicht mehr gesehen werden kann; im Hintergrunde erblickt er das herrliche Neckarthal, bis nach Heilbronn hinab mit Hunderten von Dörfern und Landstädtchen besät. Blickt er nach Süden, so breitet sich vor ihm die Filderebene aus, die im Hintergrunde in einer Entfernung von 5—6 Meilen von der schwäbischen Alb mit dem Hohenurach, Hohenneuffen, der Achalm eingerahmt wird. Die Aussicht nach Ost und West bietet, weil von Wald unterbrochen, wenig Bemerkenswerthes. Auch die Filderebene ist reich an Marktflecken und Dörfern, deren vieltöniges Glockengeläute am Sonntagmorgen Uhlands Gedicht „Schäfers Sonntagslied“ verstehen lehrt. Die nach Tübingen und Reutlingen führende Landstraße geht durch das Dorf. Sie ist rechts und links von stattlichen, meist zweistöckigen Häusern besetzt, unter denen sich zehn Gasthäuser befinden. In der Mitte des Dorfes steht eine alte steinerne Kirche mit anliegendem Gottesacker; nicht weit davon erblicken wir ein sehr geräumiges Schulhaus, in welchem nahezu 400

Kinder Unterricht erhalten. Von der Landstraße aus führen drei Querstraßen nach Osten und weiterhin zwei langgestreckte Parallelstraßen, „das Gäfle“ und „der Falter“. Kehren wir zu der mittleren der drei genannten Querstraßen zurück, so findet sich etwa in der Mitte ein ziemlich großes Haus mit zwei Eingängen im Osten und Westen, einem kleinen Küchengarten, nach Süden und einem Obstgärtchen, nach Norden zu belegen. Die östliche Wohnung enthält eine Stube, eine Kammer und zwei Kammern auf dem Boden; an das Haus gebaut ist ein Viehstall. In diesem Hause wohnte zu Ende des 18. Jahrhunderts der Weingärtner Christian Böhm mit seiner Frau. Er hatte aus erster Ehe drei Kinder, aus zweiter Ehe einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Christian, geb. 1798, war mein Vater. Er war von mittlerer Statur, kräftigem Körperbau und stark von der Sonne gebräunt. Wer mit ihm in Berührung kam, mußte bald gewahr werden, daß der schlichte Landmann eine Bildung besaß, wie man sie bei Leuten seines Standes wohl selten anzutreffen gewohnt ist. Er besuchte die Volksschule und erlernte nach seiner Konfirmation nicht nur den rationellen Weinbau, sondern auch die Gärtnerei und Baumzucht. Da der damalige Gasthofbesitzer „zum wilden Mann“ in Stuttgart einen hübschen Blumengarten besaß, so übertrug er die Pflege desselben meinem Vater, als derselbe etwa 18 Jahre alt war. Nun befand sich um dieselbe Zeit in demselben Gasthose ein Dienstmädchen, Eva Katharina Dürr aus Deizisau bei Eßlingen. Ihr Vater, Johannes Dürr, ein

begüterter Bauer, hatte 12 Kinder, woher es kam, daß er sie, sobald sie erwachsen waren, in die Welt schickte, um sich ihr Fortkommen selbst zu verdienen. Nun war jene Köchin im „wilden Mann“ ein Mädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit und Tüchtigkeit. Noch in ihren 70er Jahren pflegte sie mit Stolz zu berichten, daß ihr Bild in mehreren Schaufenstern der Stadt als Typus eines hübschen Bauermädchens ausgestellt gewesen sei. Der junge Gärtner war nicht blind für die Vorzüge des vielumworbeneu Bauermädchens aus Deizisau, und sie wiederum konnte dem soliden jungen Mann ihre Achtung nicht versagen. Es kam zur Verlobung und Heirat, und der junge, nun 22jährige Gärtner ließ sich im Jahre 1820 als Weingärtner in Degerloch nieder. Da sein Vater kurz vorher gestorben war, so übernahm er dessen Hinterlassenschaft mit den anklebenden Schulden und behielt seine Mutter nebst der jüngeren Schwester bei sich im elterlichen Hause. Aus dieser Ehe entsprossen vier Kinder: Katharina geb. 1821, Johann Christian geb. 19. Februar 1823, Friederike geb. 1825 und Wilhelm geb. 1834. Das sind denn auch die Personen, in deren Kreise ich meine Kinderjahre verlebte. Meine Eltern waren nicht eben auf Rosen gebettet; es galt zu arbeiten vom Morgen bis zum Abend; und da mein Vater schon morgens 4 Uhr sich aus dem Hause entfernte und meist spät am Abend wieder heimkehrte, so vergingen oft mehrere Tage, bis wir Kinder sein liebes Antlitz einmal zu sehen bekamen. Es mag sonderbar klingen, wenn ich berichte,

daß ich mich nicht erinnere, in meiner ganzen Jugendzeit von meinen Eltern auch nur einmal geküßt worden zu sein. Und doch habe ich im späteren Leben Beweise genug erhalten von der Innigkeit ihrer Liebe zu den Kindern und namentlich zu mir.

## II.

### ○ wie war's so schön, in die Schul' zu geh'n!

Zu meinem 6ten Jahre wurde ich nach württembergischer Landesitte in die Dorfschule geführt, und der junge Lehrer Klump fing bald an, den fähigen und schüchternen Knaben zu bevorzugen. Schon nach zwei Jahren hatte ich mir den ersten Platz in seiner Schule, in welcher die Kinder beiderlei Geschlechts von 6—10 Jahren saßen, erobert. Es ist heute, wo ich dieses schreibe, Neujahr, und dieser Tag erinnert mich an ein Ereignis, das sich am Neujahrstage 1831 zugetragen, und das mir unvergeßlich bleiben wird. Es handelt sich nämlich um eine in der Schule erlittene körperliche Züchtigung. Meine Mutter lag todkrank, und da der Weiher neben dem Pfarrhause zugefrozen war, so schickten mich meine Verwandten dahin, um nach dortiger Redeweise zu „schleifen“ oder auf dem Eise zu schlittern: auch meine Kameraden seien alle dort. Am Ziel angekommen, finde ich den Weiher von Besuchern verlassen; nichtsdestoweniger gehe ich aufs Eis und versuche zu schleifen. Allein in

demselben Augenblick öffnet der alte Pfarrer Georgi, der damals schon 80 Jahre zählen mochte, das Fenster und fragt nach meinem Namen. Ich sage ihm denselben und gehe alsdann erschrocken wieder nach Hause. Am andern Morgen erscheint der alte Pfarrer in der Schule, zieht ein Blatt Papier aus der Tasche und verliest ein Duzend Namen. Die betreffenden Schüler müssen sich erheben und erhalten jeder zwei „Taschen“ (Schläge mit dem spanischen Rohr auf die innere Handfläche). Als die Exekution beendet war, zog er seinen Zettel nochmals aus der Tasche und rief: Christian Böhm! Zitternd erhebe ich mich von meinem Ehrenplatze und höre zu meinem Staunen, wie der alte Mann dem Lehrer sagt, ich sei exemplarisch zu bestrafen, ich sei der ungezogenste von allen gewesen, denn ich sei nochmals auf den Teich gekommen, nachdem er uns bereits weggetrieben gehabt hätte. Der Lehrer suchte mich zu verteidigen, allein es half nichts. Mir wurden „die Hosen gespannt“, und als der Lehrer seine Schläge ziemlich leicht führte, so drohte der alte Tyrann, er werde selbst zum Stock greifen, falls der Lehrer nicht stärker schlage. So gelang es ihm denn auch, mich in einer Weise zuzurichten, daß mein Körper mit blutigen Striemen überzogen war. Als später mein Vater dem Pfarrer meine Unschuld nachwies und ihn seiner Barbarei wegen zur Rede stellte, da schenkte er mir Prescher's Biblische Geschichte „als Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten“. Die Striemen waren zwar bald geheilt, aber der bittere Stachel ist geblieben, und die

erlittene Mißhandlung hat sich dem kindlichen Gemüt in einer Weise eingepägt, daß mich noch heute, nach mehr als fünfzig Jahren, ein gerechter Unwille darüber erfaßt.

In meinem neunten Jahre kam ich „zum Schulmeister“, d. h. ich wurde in die zweite Klasse des Schulmeisters W., † 1869, versetzt. Dieser Mann hatte eine aus Knaben und Mädchen gebildete Klasse, die im Winter, wo beide Abteilungen gleichzeitig unterrichtet wurden, etwa 120—130 Schüler zählte. Was Wunder, wenn zur Aufrechterhaltung der Disciplin der Baculus eine große Rolle spielte. Hier wurden mir denn auch die Hosen zum zweitenmal gespannt, obwohl dieses Mal nicht ohne Verschulden. Da, wo die alte und die neue Weinsteige sich trennen, stand ein alter Fleinerbaum (ein Apfelbaum von einer Gattung, die aus Flein bei Heilbronn stammte), der sehr wohlschmeckende Früchte trug. Nun wollte es das Schicksal, daß ich, so oft ich nach der Schule meinen Vater im Weinberge besuchte, an diesem verführerischen Baum vorüberkommen mußte. Die Versuchung, en passant die köstlichen Äpfel zu kosten, war für mein kindliches Alter zu groß; ich unterlag derselben in der Regel. Einmal aber wurde ich von Schulkameraden bemerkt, wie ich durch einen Steinwurf von den verbotenen Früchten erobern wollte. Ich wurde denunciert und erhielt am andern Tage in der Schule die verdiente Strafe.

Elf Jahre alt, hatte ich in der Klasse des Schulmeisters bereits den ersten Platz erworben, und da ich schon damals einiges Geschick zum Unterrichten an den

Tag legte, so wurde ich täglich in der zweiten Abteilung als Unterlehrer benutzt; daß ich dadurch unter meinen Kameraden nicht gerade an Popularität gewann, läßt sich erklären, wenn ich hinzufüge, daß ich die unaufmerksamen und trägen Schüler dem Lehrer namhaft machen und so indirekt ihre Bestrafung herbeiführen mußte. Mißhandlungen jeder Art waren die Folge dieser für mich so unangenehmen Stellung; aber die Bemühungen meiner Eltern, mich aus dieser lästigen Lage meinen Mitschülern gegenüber zu befreien, blieben erfolglos, da der Schulmeister behauptete, in seiner so zahlreich besuchten Klasse meine Dienste nicht entbehren zu können. Die Unannehmlichkeiten, denen ich auf diese Art täglich ausgesetzt war, bestimmten daher meinen Vater, als ich 13 Jahre alt war, um eine Altersdispensation nachzusuchen, um mich ein Jahr vor der gesetzlichen Zeit konfirmieren zu lassen. Seine Bitte wurde erfüllt, und so verließ ich die Schule nach der den 1. Mai 1836 erfolgten Konfirmation. Ich hatte mir während meiner 7jährigen Schulzeit tüchtige Kenntnisse in der Religion und im Rechnen erworben und schrieb außerdem sauber und korrekt.

Auch schwache Anfänge im deutschen Aufsatz wurden gemacht, und da meine Arbeiten die besten waren, so war unser Schulmeister gewissenlos genug, bei der alle zwei Jahre stattfindenden Dekanatsprüfung jeden Schüler einen Aufsatz aus meinem Heft abschreiben und die unwahre Aufschrift setzen zu lassen: „Eigene Arbeit“. Sonderbar, daß ein Lehrer sich in solchem Falle nicht die Frage vor-

legte: Was werden deine Schüler von diesem plumpen Betrüge denken? Und doch hat der ehrenwerte Schulmeister 50 Jahre lang diesen Betrug geübt, ohne vor sich selbst darüber zu erröthen.

### III. Christian will ein Gärtner werden, ist so schwer der Spaten.

Nun folgen die zwei bittersten Jahre meines Lebens, ein Frondienst, wie er zwar in Tegerloch allgemein, wie er aber gottlob in meinem späteren Leben nicht mehr vorgekommen ist. Ich wurde Weingärtner und Tagelöhner. Morgens 4 Uhr verließ die ganze Familie das Bett. Die Mutter wärmte rasch ein Getränk, das den Namen Kaffee führte, das aber in Wirklichkeit weiter nichts als Zichorienwasser, mit etwas Milch gefärbt, war. Sodann wurde die Tagesration Brot in die Tasche gesteckt, und nun ging es mit schnellen Schritten hinaus in den Weinberg. da ich um 5 Uhr die Arbeit beginnen mußte. Ich war meist allein, da mein Vater seinen sonstigen Geschäften nachging, und arbeitete unverdrossen bei der drückendsten Hitze bis abends 8 Uhr. Meine einzige Nahrung bestand in Brot und einem Krüglein Most (Cider). War diese Arbeit für einen 13jährigen Knaben schon an sich schwer genug, so ist sie doch gar nicht zu vergleichen mit den Mühen und Beschwerden, die im Winter meiner warteten: da mußte in hölzerner Bütte die Erde in den Weinberg hineingetragen werden, welche die Platzregen des

Sommers hinweggeschwemmt hatten. Schlechte steinerne Treppen führten durch den terrassenförmigen Weinberg, und mit der schweren Last auf dem Rücken hatte der zarte Knabe die 4—500 Schritte herniederzukeuchen, den Weg aufwärts mit leerer Bütte zurückzulegen und sie aufs neue zu füllen; 16 Gänge waren eine Tagesarbeit, und wenn ich 100 Lasten auf diese Art die steinerne Treppe hinuntergeschleppt hatte, so war die Woche gewöhnlich zu Ende, und ich erhielt am Sonntag von meinem Vater ein Taschengeld von 6 Kreuzern\*) und dachte mich dabei reicher als Krösus. Da ich schon von meiner frühesten Kindheit an den Wunsch tausendmal wiederholt hatte, Lehrer zu werden, so gereichte die Weinbergsfronarbeit mir durchaus nicht zur Befriedigung. Wie gar manchmal lag ich daher zwischen den Weinstöcken auf meinen Knien und bat den lieben Gott, diesen bitteren Kelch doch von mir zu nehmen, und mir in meiner Not zu helfen. Ein zuversichtliches Etwas ließ es mich wohl auch damals schon ahnen, daß die Hilfe nicht allzu ferne sei. Auch in den nassen, regnerischen Herbsttagen war meines Bleibens nicht zu Hause. Ich wurde als Tagelöhner auf die Landstraßen zwischen Stuttgart, Berg und Ludwigsburg geschickt, um dieselben zu reinigen und mit Steinen zu belegen. Wie glücklich war ich anfangs, als ich dabei einen täglichen Lohn von 28 Kreuzern verdiente, und mein einziger Ehrgeiz ging damals dahin, täglich 34 Kreuzer, d. h. den sogenannten Manneslohn zu erzielen. Etwa

---

\*) Etwa 6 Kopelen.

14 Jahre alt, hatte ich auch dieses erreicht und war nicht wenig stolz darauf, meinen Eltern am Ende jedes Monats 15 fl. Lohn nach Hause zu bringen. Dabei hatte ich morgens vor der Arbeit 1 $\frac{1}{2}$  Stunden und abends nach der Arbeit 1 $\frac{1}{2}$  Stunden nach Hause zu gehen. Wie herrlich schmeckte da das reichliche Abendessen! Der Aufenthalt in der freien Natur bei Sturm und Regen war jedoch meiner Gesundheit nicht förderlich; ich erkrankte 2 Jahre nacheinander an einer sehr schmerzhaften Kniegeschwulst, und diese Krankheit war im Ratschlusse Gottes dazu bestimmt, mich meinem eigentlichen Berufe entgegenzuführen.

#### IV. Christian will Schulmeister werden, doch es fehlt am Gelde.

Seid gesegnet, gold'ne Kinderträume,  
Ihr verbargt des Lebens Armut mir,  
Ihr erzogt des Herzens gute Keime,  
Was ich nie erringe, schenket ihr!

Hölberlin.

Der Arzt erklärte nämlich meinem Vater, ich müßte eine Beschäftigung wählen, bei der ich vor Wind, Regen und Frost geschützt sei. Doch schien er noch monatelang tauben Ohren zu predigen. So kam das Neujahrsfest 1838, und als ich mich eines Sonntags in der Kirche befand, rief mich der Pfarrer Köhler in die Sakristei und fragte mich, ob ich keine Lust mehr habe, Lehrer zu werden.

Ich erwiderte ihm, daß mir die Lust keineswegs fehle, daß aber mein Vater vor den namhaften Kosten zurückschrecke. Der würdige Geistliche sprach mir Mut ein und meinte, ich solle meinen Vater zu ihm schicken. Da wurde denn unvermutet der entscheidende Entschluß gefaßt, daß ich von Stund an Hacke und Schaufel beiseite werfen und Privatstunden nehmen sollte, um mich auf das Aufnahmeexamen ins Seminar vorzubereiten. Zunächst jedoch hatte ich bei dem Konferenz-Direktor (Pfr. in Scharnhausen) ein Examen zu bestehen, das befriedigend ausfiel, so daß ich zur Aufnahme ins Seminar angemeldet wurde. Die nächsten Monate, in denen ich die Anfangsgründe des Klavierspiels zu erlernen hatte, waren nicht eben leicht; meine Finger waren durch die harte Feldarbeit bereits steif geworden, und überdies fehlte es mir an der nötigen Begabung für die Musik. So rückte der 6. März heran, an welchem Tage ich in Eßlingen das Aufnahmeexamen ins Seminar zu bestehen hatte. Was ich damals zu leisten im stande war, ist mir kaum noch erinnerlich, und mit Bangen sah ich dem Resultat der Prüfung entgegen. Es waren 120 Jünglinge, welche zur Prüfung erschienen waren, und doch konnten nur 50 Aufnahme finden. Ich wurde der 26ste und somit Primus der zweiten Abteilung. Wie glücklich war ich damals, als ich das Resultat der Prüfung erfuhr! Wie gelobte ich, alles dranzusetzen, um meinen Eltern Freude zu machen! — meinen Eltern, die sich damals Tag und Nacht keine Ruhe gönnten, um die erforderlichen Mittel zu meiner Ausbildung zu beschaffen.

## V.

**Die frohe Jünglingszeit! Wo wir zu Lehrers Füßen  
die Wissenschaft genießen.**

Der erste Juni 1838 war der Tag, der mich meiner Bestimmung merklich näher brachte, indem ich an diesem Tage ins Seminar treten sollte. Von Vater und Mutter und einem Schulkameraden begleitet, ging es über Ruith zu Fuße nach Eßlingen. Vater und Mutter waren mit meinen Habseligkeiten schwer beladen, während ich nach Art der Studenten das leichtere lederne Tornisterchen auf dem Rücken trug. Um einige Ersparnisse zu erzielen, kam ich nicht wie die übrigen Jöglinge in das sogenannte Konvikt, sondern zu einem Bruder meiner Mutter, der in Eßlingen ansässig war. Ich wurde zunächst in einer elenden Dachkammer ohne Fenster untergebracht; von Tisch oder Stuhl war keine Rede, und wenn ich in den Abendstunden notwendig zu schreiben hatte, so mußte dieses auf der Bettdecke geschehen. Mit schwerem Herzen quartierten mich meine Eltern in dem trostlosen Gemach ein, während ich zufrieden war, jetzt Seminarist zu sein und der sogenannten „geistlichen Infanterie“ anzugehören. Da die steinerne Neckarbrücke gerade repariert wurde, so war die Verbindung der beiden Ufer durch eine Schiffbrücke hergestellt. Nachdem meine Eltern mich mit dem nötigsten Gelde versehen hatten, wobei freilich nur 24 Kr. als Taschengeld bestimmt waren, begaben sie sich auf den

Heimweg. Ich begleitete sie bis zur Schiffbrücke, und nun kam ein schwerer Abschied. Ich setzte mich weinend auf einen großen Stein und schaute den Eltern nach, die sich unaufhörlich nach mir umfahen und ihre Thränen trockneten. Ich zog meinen Geldbeutel aus der Tasche und überzählte zu wiederholten Malen meine Schätze; hatte ich doch 3 fl. 30 Kr. in der Tasche, eine Summe, die ich vordem nie besessen. Endlich begab ich mich auf den Rückweg und schlenderte in den Straßen der alten Stadt umher, in der ich außer meinen Verwandten keine menschliche Seele kannte. Am folgenden Tage ging's ins Seminar, und meine Lehrer sorgten reichlich für Beschäftigung. Der alte Rektor Denzel trat in unsere Klasse, um sich zu begrüßen und sich zugleich zu verabschieden, da er seine wankende Gesundheit in einem Bade wiederherstellen wollte. Wir haben ihn später nicht mehr wieder gesehen, da er schwer krank nach Hause zurückkehrte und bald darauf starb. Sein Stellvertreter war vorübergehend Vikar Knapp, der uns zunächst nur den Religionsunterricht erteilte. Der Inspektor meiner Klasse war der Seminarlehrer Nieder, ein frommer Mann, der durch seinen eisernen Privatfleiß und seine Gewissenhaftigkeit einen trefflichen Einfluß auf unsere Klasse übte. In den Fächern, in denen er Unterricht erteilte, war er nicht sonderlich vorgebildet, nichtsdestoweniger machten wir gute Fortschritte. Der Lehrer der Mathematik, U., trank bisweilen ein Glas über den Durst, flößte uns aber durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit großen Respekt ein. Pro-

fessor Hochstetter erteilte den Unterricht in der Botanik. Er war ein gelehrter Mann, der es aber nicht verstand, sein Fach so vorzutragen, daß die Schüler darin Fortschritte machten. Der Musikdirektor Frech war einst in Degerloch Elementarlehrer gewesen und hatte noch meinen Vater, seinen besten Schüler, unterrichtet, bis er im Jahre 1811 an das Seminar nach Ößlingen versetzt wurde. Da er sich noch in Liebe meines Vaters erinnerte, so wollte er mich durchaus in der Musik ausbilden; demzufolge kam ich als Sopranist in die erste Singabteilung und erhielt Unterricht im Klarinetteblasen. Er erteilte die Stunden in der Theorie der Musik, verstand es jedoch nicht seine trockene Wissenschaft zu beleben. Sein Gehilfe war ein roher Mensch, unter dem ich in den Klavierstunden viel zu leiden hatte, da trotz allen Fleißes meine Fortschritte sehr gering blieben. Auch im Violinspielen machte ich fast keine Fortschritte, denn abgesehen von meiner geringen musikalischen Begabung, war mein Lehrer selbst auf seinem Instrumente keineswegs zuhause. Außer den genannten Lehrern waren im Seminar noch zwei Unterlehrer, Stelzer und Lutz, die während der Arbeitsstunden die Aufsicht zu führen hatten. Die Klasse, in der ich mich befand, war in zwei Abteilungen geteilt. Als Primus der zweiten Abteilung hatte ich es im ersten Semester recht schwer, da der Lehrer Nieder jede Stunde damit begann: „Oh — Böhm, kannst du mir nicht sagen u. s. w.? —“ Wie sich bei der ersten Lokation herausstellte, befanden sich in dieser zweiten Abteilung gerade die tüchtigsten Zög-

linge, wie z. B. der spätere Primus Scheuermann, Ruoff, Münz, von denen sich längst keiner mehr im deutschen Schulstande befindet. Bei der ersten Lokation hatte ich die Überraschung, trotz meiner mangelhaften Fortschritte in den musikalischen Fächern der 11te und ein Semester später sogar der dritte zu werden. Wie freuten sich meine Eltern, als ich ihnen die erste Censur nach Hause brachte! Die Freistunden wurden mit gemeinsamen Spaziergängen, Turnen und Baden ausgefüllt. Im zweiten Semester trat an die Stelle der württembergischen Geschichte und Geographie die deutsche Geschichte und die Geographie der fünf Welttheile, wovon mir ebenfalls jeglicher Begriff fehlte. Doch war ich eifrig bemüht, die Lücken, welche meine mangelhafte Schulbildung gelassen, so rasch als möglich auszufüllen. Am Ende des zweiten Semesters gehörte ich denn auch in diesen Fächern, sowie in der Mathematik zu den besten Schülern der Klasse. Im Jahre 1839 wurde ich „Zweiklässler“ und bildete mir nicht wenig auf die neue Würde ein.

Da mein Onkel sich im Herbst 1838 ein eigenes Haus gekauft, so erfolgte unser Umzug dahin zu Martini. Meine Hoffnung, von nun an ein besseres Quartier zu erhalten, sollte sich indessen nicht erfüllen, obgleich ein gutes Zimmer leer stand. Mein Onkel wies mir vielmehr eine nicht ausgebaute Küche, in der sich 2 Fenster-rahmen befanden, die mit Leinwand vernagelt waren, als Wohnung an. Die Diele war mit Ziegelsteinen ausgelegt, und mein Bett stand fast unter freiem Himmel,

da Regen und Schnee ungehindert eindringen konnten, so daß in den kalten Winternächten mein Waschwasser sich regelmäßig in Eis verwandelte. In diesem Raume sollte ich abends meine Studien machen. Sobald ich daher zu Abend gegessen hatte, legte ich mich zu Bett und schrieb meine Aufgaben auf der Bettdecke, wo ich mir mit Hilfe eines Brettes einen Schreibtisch konstruirte. Sobald die Hände erstarrt waren, steckte ich sie 5 Minuten unter die Decke, um sie wieder einigermaßen zu erwärmen. In dieser unbequemen Lage führte ich nicht nur meine eigenen Hefte aufs sauberste, sondern verdiente mir noch ein Taschengeld durch Anfertigen von Geschichts- und Sprachheften für andere. Als jedoch im J. 1839 die Preise der Lebensmittel stark in die Höhe gingen und die Pension im Seminar erhöht werden mußte, machte mir mein lebenswürdiger Onkel die Mitteilung, daß ich den Kostenaufschlag ebenfalls zu bezahlen habe. Meine Eltern waren über diese Rücksichtslosigkeit des keineswegs unbemittelten Mannes empört und beschloßen daher, mich bei meinem Eintritt in die zweite Klasse zu den übrigen Seminaristen ins Konvikt überzuführen. Dasselbe war damals von den Lehr- und Übungszimmern des Seminars ziemlich weit entfernt. Ein altes Kloster hatte bereitwillig seine Räume zu Wohnungen für die 150 Seminaristen hergegeben. Von jetzt ab begann für mich ein ganz anderes Leben; ich konnte ungehindert arbeiten und war auch in den Freistunden unter meinesgleichen; morgens 5 Uhr wurden wir geweckt, um 2 Stunden lang im Speisesaal

zu arbeiten. Da ich abends ziemlich lange über die vorgeschriebene Zeit hinaus zu studieren pflegte und mich namentlich, während die anderen schliefen, mit meinem Freunde Walther im Orgelspielen übte, so fiel mir morgens das Aufstehen recht schwer. Zuweilen blieb ich wohl auch liegen, auf die Gefahr hin, von dem Aufseher Lutz ertappt zu werden. Obgleich ich mich bei einer etwaigen Lokalinспекtion unter die Bettdecke zu verkriechen pflegte und gewöhnlich der Gefahr des Gefundenwerdens entging, so wurde ich doch einmal entdeckt. Herr Lutz rief im tiefsten Baß: „Wer liegt hier?“ Als er dann Miene machte, die Decke zurückzuziehen, rief ich: „Lassen Sie mich, ich schwitze!“ Im Krankenbuch fand ich später die Notiz: „Böhm will schwitzen.“

Der Hauptlehrer der zweiten Klasse war Konrektor B., dessen wissenschaftlicher Horizont über seinen Leitsfaden kaum hinausging. Sein größtes Verdienst um uns Schüler bestand darin, daß er bemüht war, uns die Anfangsgründe des Schicklichen und Anständigen beizubringen. Nur mit Todesangst erschienen wir daher in seiner Wohnung, weil wir häufig dreimal zur Thür hinausgewiesen wurden, bis wir Gruß und Anrede in der geeigneten Form vorbrachten. Auch in dieser Zeit war ich einer der fleißigsten, freilich auch einer der mutwilligsten Zöglinge, der namentlich ein Vergnügen darin fand, seinen Kameraden Namen zu geben, die ihnen oft zeitlebens geblieben sind. Mein intimster Freund war Walther, schon damals ein Riese, dabei 5 Jahre älter als ich. Er ging auf den Ruf Abulapaz, Koloß u. s. w. Dabei revanchierten sich meine Kameraden, indem sie mich meines schlechten Pedalspieles wegen den

„Pedalfrieder“ oder auch schlechthin „Frieder“ nannten, was mich freilich von meiner Necksucht nicht kurierte.

Zu Ostern 1840 wurde ich „Erstkläßler“. Da kurz vorher an die Stelle des verstorbenen Prälaten Denzel der Rektor Kiecke († 1882) getreten war, der den Unterricht in der Religion, sowie in der Pädagogik zu erteilen hatte, so mußte um diese Zeit tüchtig gearbeitet werden, zumal sein Vortrag über unsere Fassungskraft ging und nicht den Nutzen brachte, den er hätte bringen müssen, wenn wir in den unteren Klassen weniger mechanisch dressiert worden wären. Aber nichtsdestoweniger hatten wir wohl diesem Lehrer das meiste zu verdanken, da manches Samenkorn, das vorläufig nicht keimen konnte, in späteren Jahren reiche Früchte trug. Leider war gerade in jener Zeit ein großer Mangel an Lehrern in Württemberg fühlbar, und das Konsistorium traf die Anordnung, daß die 10 ersten Schüler der Oberklasse 6 Monate vor dem absolvierten Kursus zu Provisoren oder Lehrgehilfen promoviert wurden.

## VI.

Doch welche Freude wird's erst sein,  
Wenn ich Schulmeister werde  
Und mich im schwarzen Rocke sein  
Wie ein Prälat geberde!

Schubart.

Willst du wahrhaftig glücklich sein, auf festerm Grunde bauen,  
Mußt du den Dornenweg nicht scheu'n, der Rosenbahn nicht trauen.

Claudius.

Auch ich kam an die Reihe und bezog den 11. November 1840 meine erste Stelle zu Bernhausen auf den

Fildern, 1 $\frac{1}{2}$  Stunden von Degerloch entfernt. Bernhausen ist ein stattliches Dorf von c. 3000 Seelen, die Einwohner sind der Mehrzahl nach Pietisten, die weder Prediger noch Lehrer dulden, der sich nicht zu ihrer Farbe bekennt. Da in der Schule viel gebetet und gesungen werden mußte und die übrige Zeit in der Oberklasse auf Bibellesen verwendet wurde, so wurde namentlich in Realien nichts geleistet. Gar bald hatte ich Gelegenheit, mich täglich des Dichterswortes zu erinnern:

Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit,  
Wohl dem, der that, was er sollt'!

Ich hatte die untere Klasse, bestehend aus 120 Kindern von 6—8 Jahren, zu übernehmen, fand indessen fast keinerlei Vorkenntnisse. Doch die Begeisterung für den schönen Lehrerberuf und die freundlichen Kindesaugen halfen leicht über alle Schwierigkeiten hinweg, zumal die Bernhäuser mit mir, dem Nichtpietisten, eine Ausnahme zu machen schienen und mich gern in ihre Familien aufnahmen. Mit Freuden erinnere ich mich noch heute des wackeren Schultheißen Müller und des Gastwirthes Mack, die alles dran setzten, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Weniger war dieses der Fall bei dem pietistischen Pfarrer N. und dem Schulmeister B., bei dem ich mich in Kost und Wohnung befand. Beide trugen nicht wenig dazu bei, mir den deutschen Lehrerstand in kurzer Zeit ganz unleidlich zu machen. Ersterer, die mangelhaften Erfolge meines Vorgängers der Lautiermethode zuschreibend, suchte mich zu veranlassen, die ver-

altete Buchstabiermethode wiedereinzuführen. Obgleich diese Stellung viel Unangenehmes und Bitteres mit sich brachte, so sehe ich doch noch heute mit Dank gegen Gott auf jene schweren Anfangsjahre zurück. Schulmeister B. war von einem Charakter, der nicht geeignet war, bei einem unerfahrenen Jüngling Vertrauen zu erwecken. Meine Gage betrug 40 fl. jährlich, wovon noch 5 fl. für nicht in natura geleistete Mesnereigeschäfte, worunter namentlich das Läuten der Morgen- und Abendglocke gehörte, abgezogen wurden, so daß ich in der That nur 35 fl., das heißt weniger als der einfachste Bauerknecht an Gage bezog. Da die Pietisten namentlich bei ihren Lehrern den Besuch des Wirtshauses übel vermerkten, so war der 17jährige Lehrer, der im Sommer schon von 10 Uhr morgens an ein freier Mann war und nicht wußte, was er mit seiner freien Zeit und seinem hungrigen Magen beginnen sollte, gar häufig in einer sehr üblen Lage, umsomehr als ein leichtsinniger Unterlehrer alles daran setzte, den unerfahrenen Jüngling in Wirtshausgesellschaften einzuführen. Ich schwebte damals in großer Gefahr, leichtsinnig zu werden. Zum Glück sorgten die Bernhäuser dafür, daß mein Vater jedes Gläslein Wein erfuhr, das ich ab und zu über den Durst getrunken hatte. Übrigens stand ich in der Gemeinde in großer Achtung, da ich mir in der Schule viele Mühe gab, um meine verwahrlosten Kinder vorwärts zu bringen. Damals starb mir ein hoffnungsvoller Knabe, Johannes Schlecht, bei dessen Beerdigung ich eine gelungene Reichenrede hielt, die sehr viel dazu beitrug, mein

Renommée in der ganzen Umgegend zu erhöhen. Um den Kirchengesang zu verbessern, gründeten wir beiden jüngeren Lehrer einen Viederkranz, bei dem wir jedoch wenig Dank ernteten, da die Pietisten uns Antichristen schalteten und eines Abends in Scharen herbeiströmten, um das Schullokal zu stürmen. Pfarrer N., der anfangs den Verein freudig begrüßt hatte, verbot infolge dessen den beiden Lehrern die Leitung desselben, so daß die Sängler gezwungen waren, einen Leiter aus einem benachbarten Dorfe zu engagieren.

## VII. Stuttgart.

Als ich im Mai 1842 an einer Mädchen-Elementarschule in Stuttgart angestellt wurde, folgte mir die Liebe und Achtung meiner Schüler und ihrer Eltern auch dorthin, und noch heute erinnern sich die Bernhäuser mit Vergnügen jener Zeit. Schon in Bernhausen hatte ich mit Erlernung der lateinischen und französischen Sprache begonnen, wengleich ich in Ermangelung eines Lehrmeisters auf das Privatstudium angewiesen war. Kaum in Stuttgart angekommen, suchte ich geeigneten Privatunterricht und machte in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte in den genannten Sprachen, so daß es mir schon damals, wenn ich meine Fortschritte mit denen meiner Freunde verglich, klar wurde, daß ich für Erlernung fremder Sprachen recht begabt war. Auch in der Mathematik suchte ich mich in jener Zeit weiter auszubilden, um mir so allmählich die

Vorkenntnisse zu erwerben, die für den Eintritt in die dortige Polytechnische Schule erforderlich waren. Nebenbei hospitierte ich in dieser Anstalt beim Unterricht im Zeichnen, im Französischen und in der Naturgeschichte. Da ich überdies meine Gage von 40 fl. durch Privatstunden auf 150 fl. jährlich zu erhöhen verstand, so erwarb ich mir dadurch die Mittel zur Bezahlung meiner Lehrer.

Mein Vorgesetzter, Schulinspektor Heigelin, dem ich mich einerseits durch gewissenhafte Amtsführung, andererseits durch zwei Conferenzaufsätze: „Charakterbeschreibung des Apostels Paulus“ und „Gutachten über den Schreiblese-Unterricht“ empfohlen hatte, zeichnete mich in auffallender Weise vor meinen Kollegen aus, so daß es mir gelang, im Frühjahr 1845 eine Lehrerstelle an dem pädagogischen Institut des Herrn Dr. Beneder zu erlangen, obgleich sich mehrere meiner Kollegen und selbst Kandidaten der Theologie um dieselbe beworben hatten. Da ich auf dieser Stelle nur in den frühen Morgenstunden und abends nach 5 Uhr mit Aufsicht der Zöglinge beschäftigt war, konnte ich endlich meinen Lieblingswunsch erfüllen und in die Polytechnische Schule als ordentlicher Schüler eintreten. Da der untere Kurs schon  $\frac{3}{4}$  Jahre früher begonnen hatte, so wurde mir der Eintritt und das mathematische Aufnahmeexamen schwer genug gemacht. Obgleich ich von jetzt ab fleißig arbeitete und allgemein für einen recht guten Schüler galt, so konnte ich doch aus meinem Aufenthalt in der Anstalt nicht den Nutzen ziehen, den andere, günstiger situierte Schüler daraus zogen. Der Grund hier-

von lag darin, daß ich nicht die nötige Muße hatte, um die Vorträge der Lehrer tüchtig zu verarbeiten, da meine Freistunden ja meinen Zöglingen gehörten. Als ich im Herbst 1846 in den 2ten Kurs promoviert wurde, hoffte ich, meine Studienzeit dadurch abzukürzen, daß ich außerordentlicher Schüler wurde und in mehreren Kursen zugleich Vorlesungen hörte. Allein bald entdeckte ich, daß ich in Ermangelung einzelner vorbereitender Fächer dem Unterricht in der Physik und deskriptiven Geometrie kaum folgen konnte; Physik setzte Elementar-Mechanik und analytische Geometrie voraus, und auch für das andere genannte Fach fehlten mir die Vorkenntnisse. So sah ich mich denn gar bald genötigt, diese Fächer wieder aufzugeben, und mich auf Naturwissenschaften, Zeichnen, französische und englische Sprache zu beschränken.

### VIII. Metz.

Keinen hat es noch gereut,  
 Der das Roß bestiegen,  
 Um in frischer Jugendzeit  
 Durch die Welt zu fliegen.

Lied.

Im Frühjahr 1846 wurde mir eine Lehrerstelle an der Privatanstalt des ehemal. Konsistorial-Präsidenten Emil Lafite in Metz angeboten. Obgleich die pekuniären Verhältnisse dieser Stelle nichts weniger als verlockend waren, so sah ich doch davon ab und hoffte wenigstens, mich im Französischen so zu vervollkommen, wie es in

Stuttgart nicht möglich gewesen wäre. Den 27. April 1846 machte ich mich auf den Weg über Karlsruhe, Straßburg, Küneville, Nancy nach Metz. Alle diese Städte machten auf mich einen sehr günstigen Eindruck, und Elsaß und Lothringen im Frühlingschmucke nicht minder. Den 1. Mai kam ich wohlbehalten in Metz an. Die Knabenanstalt des Herrn Lafite jedoch gefiel mir gleich von vorne herein durchaus nicht und entmutigte mich gänzlich. Das Schulgebäude in der rue de la tête d'or war offenbar ein ehemaliges Kloster, und seine düsteren Räume, die salle d'études und mein eigenes Zimmer, das dortoir, die salle à manger, kurz das ganze Etablissement hatte etwas Unheimliches, Furcht und Bangigkeit Erregendes. Herr Lafite, ein spindeldürrer, alter Geck, trat mir zwar freundlich, aber doch nichts weniger als vertraulich entgegen. Seine Gemahlin, eine mürrische, launische Deutsche, präsentierte den Lehrern und Schülern Mahlzeiten, wie sie wohl in keiner Anstalt der Welt vorkommen dürften. Der Speisezettel drehte sich täglich um Kartoffeln, gelbe Rüben mit Erbsen und halbgekochten Süßkohl, zuweilen gar Froschschenkelchen; alle diese Speisen in Qualität und Quantität unzulänglich. Morgens 5 Uhr hatte ich die Zöglinge zu wecken, dann gingen wir in die salle d'études, um bis 7 Uhr zu arbeiten. Nun konnte man zwischen einem Glase verdünnter Milch und einem halben Duzend Radieschen wählen. Von 8—11 Uhr hatte ich Stunden in deutscher und lateinischer Sprache, Arithmetik, Geometrie, Geschichte und Geographie zu erteilen. Religions-

unterricht fand sich nicht auf dem Stundenkatalog, auch von Morgen- und Abendandachten war nie die Rede. Da die meisten Schüler katholischer Konfession waren, so ging man am Sonntagmorgen 5 Uhr in die stille Messe, die in 10 Minuten zu Ende war. Um 11 Uhr ging es zum dejesüner, wo c. 30 Knaben sich an einem Teller voll Erbsen mit gelben Rüben — im Sommer die tägliche Speise — satt essen sollten. Da wir beiden Ausländer — außer mir war noch ein Württemberger Philologe, Dr. Fuchs (gegenwärtig Ephorus am niederen theolog. Seminar zu Urach) in der Anstalt wohnhaft — von derselben Platte speisen mußten, und von der Familie niemand zugegen war, so hatten die hungrigen Schüler, bis die Lehrer kamen, nicht nur die Platte geleert, sondern meist auch den Wein, der nur für die Lehrer bestimmt war, bereits getrunken. Von 2—4 hatte ich täglich Freistunde und konnte die Anstalt verlassen. Da die Kaffeehäuser um diese Zeit gewöhnlich leer waren, so zog ich häufig einen Spaziergang in den reizenden Umgebungen der Stadt allem anderen vor. Um 5 Uhr war Mittag- und Abendessen vereinigt. Das Gericht war in der Regel nach der Quantität genügend, allein qualitativ so schlecht, daß nur vollständig ausgehungerte junge Leute es über sich gewinnen konnten, davon zu genießen. Um diese Zeit fing ich, um weniger vom Hunger geplagt zu werden, das Tabakrauchen an. Von 6—11 Uhr und wohl auch noch länger dauerten die Arbeitsstunden. Dann wurde gemeinschaftlich schlafen gegangen; daß der Schlaßaal keinen

Ofen hatte, verstand sich von selbst, von Borfenstern war natürlich auch keine Rede. Wir froren daher im Winter so entsetzlich, — häufig war das Wasser in den Waschbecken gefroren, — daß wir vor Frostbeulen an den Fingern oft nicht schreiben konnten. Mein Gehalt sollte 40 Fr. monatlich betragen; Herr Lafite hielt es jedoch für besser, sein Wort zu brechen und mir trotz der gegebenen Zusage nur 25 Fr. auszuzahlen. Dabei hatte er die Rücksichtslosigkeit, am 15. August auf 8 Wochen zu verreisen und mich allein zu lassen, ohne mir auch nur einen Sou auszuzahlen. So war ich bis zum Oktober in der Anstalt gewesen und hatte von meiner Gage noch nichts empfangen können. Vor seiner Abreise machte mich Herr Lafite darauf aufmerksam, daß eine benachbarte Dame von mir Privatunterricht für ihren Sohn zu erhalten wünsche, und daß ich während der Abwesenheit seiner Familie bei Madame D. speisen solle. Ich erteilte täglich 3 Stunden Privatunterricht, und als ich nach den Ferien mein Honorar empfangen wollte, erhielt ich zur Antwort, damit sei meine Kost bezahlt worden. Doch genug von diesen Erbärmlichkeiten; ich könnte in wenigen Wochen ein dickes Buch über meine Erlebnisse in Metz schreiben; allein ich beschränke mich auf das Notwendigste und spreche von meinen Schülern, von der Unterrichtsmethode und meinen Erlebnissen außerhalb der Anstalt.

Der junge Franzose ist nicht ohne Fähigkeiten und übertrifft in manchen Dingen den schwerfälligeren Deutschen in der schnellen Auffassung. Er ist gewöhnlich ein

guter Zeichner, schreibt eine hübsche Handschrift und ist in hohem Grade begabt für die Mathematik; alte Sprachen treibt er ungern und mit geringem Erfolg, auch in der deutschen Sprache macht er nur schwache Fortschritte. Er ist lebhaft, jähzornig, und in seiner Leidenschaftlichkeit der unglaublichsten Dinge fähig. So schlägt Herr Lafite seinen 16jährigen Sohn mit der Feuerzange an den Kopf, der Schüler traktiert seinen Lehrer mit einer Ohrfeige; ist die Hitze verraucht, so unterzieht er sich willig den beschämendsten Demütigungen wie Fußfall, Handkuß; er umfaßt die Kniee des Lehrers und bittet aufs eindringlichste um Verzeihung, verspricht wohl auch Besserung. Das 7te Gebot respektiert er selten, und auch die Börse des Lehrers ist nicht sicher. Er ist mäßig bei Tisch, aber im höchsten Grade naschhaft; fehlt ihm das Geld, Näsche-reien zu kaufen, so sucht er das eine oder das andere zu stehlen. Auch andere Diebereien an Messern, Zigarrenspitzen, Tabakspfeifen und dgl. waren an der Tagesordnung. Herr Lafite galt in Metz für einen großen Pädagogen, war jedoch weiter nichts als ein eitler Schwätzer. Einer seiner Schüler charakterisierte ihn in folgender Satire:

Un jour Satan se mit à créer  
 D'un singe il prit la tournure,  
 D'un perroquet le parler . . . . .  
 Et de ces choses la bête maudite  
 Créa un homme — ce fut Lafite.

Seine Unterrichtsmethode war höchst originell. Er hatte von der Jacotot'schen Methode bei Erlernung fremder

Sprachen gehört und trat als Vorkämpfer für diese Methode in Frankreich auf, schrieb auch ein kleines Buch: „Fragment d'un essai“ . . . Der Schüler, welcher lateinisch lernen wollte, hatte zu jeder Stunde 10 Linien aus Cornelius Nepos zu memorieren; wer griechisch lernen wollte, begann mit 10 Versen aus Homer, für die deutschen Stunden mußten Krummachers Fabeln ausgelernt werden. Der Unterricht im Französischen bestand in einem täglich sich wiederholenden Diktat, das ins Reine geschrieben werden mußte, und das auch den Schülern der obersten Klasse nicht erlassen wurde. Sonntags von 8—11 Uhr wurde Geschichte und Geographie wörtlich auswendig gelernt und aufgesagt. Die Strafen bestanden im Auswendiglernen von je 50 Versen aus Homer, Virgil oder von 50 Linien bis 4 Seiten Prosa aus der Geschichte Frankreichs; dabei ist es wirklich staunenerregend, mit welcher Schnelligkeit der unverständlichste Stoff bewältigt wurde. Von geistiger Entwicklung — den Unterricht in der Mathematik ausgenommen — war nirgends auch nur eine Spur zu entdecken. Während der Stunden wurde nicht doziert, nichts erklärt, sondern lediglich Auswendig-gelerntes aufgesagt. Daß wir Ausländer darin eine Ausnahme machten, daß beispielsweise in unseren Sprachstunden nebenbei Formenlehre getrieben wurde, versteht sich von selbst. Doch hatten auch wir uns an die berühmte Jacotot'sche Methode zu halten. Neben mir dozierte ein tüchtiger Theologe und Philologe aus Tübingen, Dr. Fuchs, 4 Monate lang alte Sprachen nicht ohne Erfolg; als er

jedoch den 15. Aug. 1846 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin zog, blieb seine Stelle unbefetzt, und der lateinische und griechische Unterricht ging in meine Hände über, obgleich ich damals griechisch nicht einmal zu lesen verstand und im Lateinischen nur zur Not den langweiligen Cornelius Nepos ins Deutsche übertragen konnte. Das schadete jedoch wenig, waren doch sämtliche Schulausgaben der Klassiker für Lehrer berechnet, die nichts von der Sache verstanden. Die linke Seite des Buchs enthielt unter jedem Wort dessen Bedeutung (mot à mot), während auf der rechten Seite die Uebersetzung in fließendem Französisch zu lesen war. Mit einer solchen Klassiker-Ausgabe in der Hand mußte ich nach Herrn Lafite's Ansicht im Stande sein, tüchtige griechische Stunden zu erteilen.

Von meinen Erlebnissen außerhalb der Anstalt habe ich nur wenig zu berichten, da ich niemals die Schule auf längere Zeit verlassen mochte. Ein alter Messerschmied aus Eßlingen und die Familie eines Bierbrauers aus Rheinpreußen, das waren die einzigen Bekanntschaften, die ich zu machen Gelegenheit hatte. Daß ich unter solchen Umständen mich täglich in mein liebes Schwabenland mit seinen wohlgeordneten Schulverhältnissen zurücksehnte, wird mir wohl kaum jemand verdenken, zumal mir der tägliche Gebrauch einer fremden Sprache oft recht lästig wurde. Wie oft sah ich mich veranlaßt, mit Schenkendorf auszurufen:

Ah wie trüb ist meinem Sinn,

Wenn ich in der Fremde bin,

Wenn ich fremde Zungen üben,  
 Fremde Worte brauchen muß,  
 Die ich nimmermehr kann lieben,  
 Die nicht klingen als ein Gruß. — —

So war unter Hunger und Kummer, unter Heimweh und Entbehrungen aller Art der Februar 1848 herangekommen. Die stürmischen Kammerverhandlungen in Paris fanden auch in den Provinzialstädten ihren Widerhall, und als am 24sten die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution nach Metz kam, da war der alte Republikaner Lafite nicht mehr in der Anstalt zu halten. Nun folgten Ereignisse von weittragender Bedeutung: die Republik wurde erklärt, der Präfekt verjagt, ein Oberst in Metz von seinen Soldaten erschossen, Tausende von Menschen jeden Alters und Geschlechtes wogten durch die Straßen. In der ganzen Stadt hörte man Tag und Nacht das Gebrüll der Marseillaise; trat man in ein Café, so stand in der Regel ein Individuum in Hemdärmeln auf einem Tisch und sang mit unbeschreiblichen Gestikulationen: Allons enfants de la patrie, während der Refrain: Aux armes, citoyens! aus Tausenden von Kehlen antwortete. Herr Lafite wurde von einer unzählbaren Volksmenge aus seinem Zimmer auf die Präfektur geschleppt und vom Volke zum Präfekten proklamiert. Als er, in seinem Lehnstuhle sitzend, die Treppe hinuntergetragen wurde, hatte er nur noch Zeit, mir zuzurufen: „Mr. Boehm, ayez soin de la pension!“ Doch schon am folgenden Tage versuchten die jungen Republikaner mir ihre und

meine Stellung in den Worten zu präzisieren: „Mr. Boehm, vous n'avez plus rien à nous dire.“ Ein Schüler mußte zur Thüre hinausgeworfen und aus der Anstalt gejagt werden; und auch so war es für den jungen Schwaben noch schwer genug, seine Autorität den erhitzten Gemüthern gegenüber zu wahren. Nach 11 Tagen erschien der vollständig erschöpfte Lafite wieder in der Anstalt und theilte mir mit, daß er, nachdem er die Unterpräfektenstelle in Thionville abgelehnt habe, zum professeur de la haute littérature française à la faculté des lettres de Strasbourg ernannt sei, und es wurde beschlossen, die wohlhabenderen Schüler nach Straßburg überzuführen und auch dort eine kleine Pension zu halten. Mittlerweile war die Stunde der Abreise auch für mich gekommen. Am 1. Mai 1848 reiste ich in demselben Postwagen mit Herrn Lafite über Sarre-Guemines, Bitsch, Hagenau nach Straßburg. Wie froh war ich, als ich nach wenigen Stunden auch diese Stadt und den herrlichen Rheinstrom hinter mir hatte und der Heimat entgegenreisen konnte.

## IX. Heimkehr.

Aber auch in Stuttgart fand ich die Verhältnisse recht traurig. Wenige Wochen zuvor hatten die sonst so friedlichen Schwaben ihrem Ärger über die reaktionären Bestrebungen der Regierung in einem blutigen Straßenzwischenfall Luft gemacht, der durch das persönliche Dazwischentreten des Königs Wilhelm nicht gestillt werden konnte,

so daß zur Wiederherstellung der Ruhe die Artillerie aus Ludwigsburg requiriert werden mußte. Dessenungeachtet wurden überall zahlreich besuchte Volksversammlungen abgehalten, wo die unglaublichsten Beschlüsse gefaßt wurden. In Frankfurt tagte das Reichsparlament, die Grundrechte des deutschen Volkes wurden festgestellt und der deutsche Kaiserthron Friedrich Wilhelm IV. angeboten, der sich jedoch für die ihm zugedachte Ehre, deutscher Kaiser von Volksgnaden zu werden, bedankte. Das Parlament wurde mit Waffengewalt aufgelöst, und ein Teil der Abgeordneten rettete sich nach Stuttgart, wo in der Frik'schen Reitschule das sogenannte Kumpfparlament weiter tagte, bis die Abgeordneten mit Waffengewalt auseinandergetrieben und teilweise auf den Hohen-Asperg abgeführt wurden. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch zum erstenmal den greisen Uhlant, der sich in der Gartenstraße zwischen den Pferden zweier Gardisten in augenscheinlicher Gefahr befand. Die in allen größeren Städten Württembergs gebildete Bürgerwehr sowie das Stuttgarter Jugendbanner wurden aufgelöst, und im J. 1849 kam es zum badischen Aufstand, der durch preußische Regimenter unter dem Oberbefehl des Thronfolgers — des nachmaligen deutschen Kaisers Wilhelm I. — erstickt wurde. Meine Erlebnisse im preußischen Lager in Kuppenheim und Mastatt werde ich später erzählen, da ich zunächst anderes aus jener denkwürdigen Zeit nachzuholen habe.

Noch war ich nicht lange nach Württemberg zurückgekehrt, als mir in Stuttgart an der höheren Töchter-

schule des Herrn H. eine Lehrerstelle angeboten wurde, die ich auch annahm, nachdem eine Seminarlehrerstelle in Eßlingen von mir abgelehnt worden war. Das H.'sche Institut erfreute sich damals eines so guten Rufes, daß der Vorsteher schon im J. 1847 daran denken konnte, seiner Anstalt durch Erwerbung eines eigenen Hauses in der Marienstraße Nr. 12 eine solide Basis zu geben. Unglücklicherweise jedoch kam der Vorsteher auf den Gedanken, das schon vorher große Etablissement weiter auszubauen. Bei meinem Eintritt waren die neuen Lokalitäten im Hinterhause bereits unter Dach, aber auch die pekuniären Mittel des Vorstehers vollständig erschöpft. In gewöhnlichen Zeiten wäre es ein Leichtes gewesen, das noch Fehlende durch ein Darlehen zu beschaffen; in der Zeit des Krawalles aber war es absolut unmöglich, Geld auf ein derartiges Unternehmen zu erhalten. Wohl gab ein schmutziger Wucherer, Baron M., ehemals Sklavenhändler in Afrika, eine Summe von 3000 fl., doch H. brauchte mehr. Er reiste deshalb nach Mannheim und Frankfurt zum Bankier Rothschild, dessen Tochter früher in seiner Anstalt gewesen; da er ihn nicht zu Hause fand, so reiste er nach Paris. Als er jedoch von Rothschild kein Geld bekam, so flüchtete er sich in der Verzweiflung nach Amerika. Die Familie, die bis dahin das Geld aufgebracht hatte, hielt mit uns Lehrern eine Konferenz, in welcher mir das Inspektorat über die Anstalt, resp. die Leitung derselben angeboten wurde. Da ich meiner Jugend wegen ablehnen zu müssen glaubte, so wurde der Privatlehrer Fr. Kölle

willig gemacht, das bereits leck gewordene Schifflein weiter zu steuern, was um so notwendiger war, als wir Lehrer durch H.'s Flucht um unsere Wagen gekommen waren. — Zwei Jahre arbeitete ich im Segen an dieser Anstalt; die Schülerinnen liebten mich, und ihre Eltern zeigten es mir täglich, wie sehr sie meine Aufopferung für ihre Kinder anerkannten.

Außer dem Direktor Kölle\*) hatte ich zu Kollegen den Sprachlehrer Fr. Hermann, den Elementarlehrer Fr. Stengel und mehrere Privatlehrer.

Da ich um jene Zeit (Herbst 1848 und 1849) die Staatsprüfung in der französischen und englischen Sprache bestanden hatte, so beschloß ich, meine Stelle aufzugeben und mich in der Polytechnischen Schule vollends zum Reallehrer-Examen vorzubereiten, wo ich namentlich noch die chemischen Vorlesungen nachzuholen hatte. Nach absolviertem Examen beabsichtigte ich mich zunächst in Stuttgart als Privatlehrer niederzulassen. Indessen l'homme propose, Dieu dispose. Die Witwe des früheren jüdischen Hofbankiers, Hofrat Pfeifer, engagierte mich als Erzieher ihrer beiden Söhne, Ernst und Eduard, auf 2 Jahre unter so günstigen Bedingungen, daß ich mich entschloß, meine Pläne vorläufig aufzugeben, und in das Pfeifer'sche

---

\*) Fr. Kölle verunglückte einige Jahre später auf einem mit seinen Schülerinnen unternommenen Spaziergange auf der Station Feuerbach, wo er beim Einsteigen in den Eisenbahnwaggon zer-malmt wurde.

Haus zog. Meine Aufgabe war, den älteren, 19jährigen Ernst im Deutschen und Französischen zu unterrichten und die Privatstunden des 16jährigen Eduard zu überwachen, der kurz vorher aus der achten Klasse des Gymnasiums ausgeschlossen worden war und sich nun unter meiner Leitung zum Eintritt in die Polytechnische Schule zu Stuttgart vorbereiten sollte. Da jedoch mein Zögling eine ungewöhnliche Begabung für die mathematischen Fächer an den Tag legte, so gelang es uns Lehrern, ihn schon im Herbst 1850 zum Aufnahmeexamen zu entlassen, wodurch ich im Pfeifer'schen Hause — wenigstens nach meiner Ansicht — entbehrlich wurde. Ich trat in Unterhandlung mit einem englischen Kaufmann in Triest, doch die angeknüpfte Korrespondenz wurde ohne mein Verschulden unterbrochen, und ich verließ das Pfeifer'sche Haus schon nach 6 Monaten, weil ich mich in der jüdischen Geldaristokratie nicht heimisch fühlen konnte. Ich mietete eine Wohnung in der Familie der fünf unverheirateten Fräulein Horn, die durch Goldstickerei ihr tägliches Brot verdienten und später sogar zu Hofgoldstickerinnen avancierten. In dieser Familie habe ich die schönsten Jahre meines Junggesellenlebens verbracht, da die alten Damen wetteiferten, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen. Die älteste Schwester ist mittlerweile in ihrem 60ten Lebensjahre verschieden, und noch heute, nach 26 Jahren, weihe ich zuweilen dem Andenken dieser sorgsamen Pflegemutter eine stille Thräne der Dankbarkeit. Ehe ich jedoch den Faden meines ereignisvollen Lebens weiter

fortspinne, möchte ich eine Episode aus dem badischen Freiheitskampfe im J. 1849 einschalten. Während meines 7jährigen Aufenthaltes in Stuttgart (v. 1842—45 und 1848—51) hatte ich die Gewohnheit, die Sommerferien zu Fußreisen zu benutzen. So besuchte ich im J. 1842 das Unterland bis Hall, in den Jahren 1844, 1848 und 1851 den Württembergischen Schwarzwald und namentlich die Städte Herrenberg, Sulz, Tübingen, Wildbad, Gernsbach, den Kniebis, Freudenstadt u. a. Im Jahr 1849 machte ich mit meinem Freunde Fr. Stengel eine Reise nach Heidelberg, Worms, Speyer, Grünstadt, wo wir immer der preußischen Armee auf dem Fuße folgten und namentlich die Schlachtfelder bei Hirschhorn, Waghäusel, Kastatt in Augenschein nahmen. Von Waghäusel reisten wir über Karlsruhe nach Baden (d. 22. Juli 1849). Während wir uns im Kurssaale unterhielten, bemerkten wir plötzlich eine Bewegung unter den Kurgästen. Alles strömte nach dem Schlosse, von wo aus man eine herrliche Aussicht nach dem Eberstein, der Murg und dem zu unseren Füßen liegenden Kastatt hatte. Soeben hatte sich die Festung Kastatt dem Prinzen von Preußen ergeben, und wir sahen deutlich vermittelt des Teleskopes die Übergabe der Festung und das Ein- und Ausmarschieren der Truppen. Da das Hauptquartier der preußischen Armee sich in dem etwa zwei Stunden von Baden entfernten Dorfe Kuppenheim befand, so beschloßen wir trotz der vorgerückten Tageszeit — etwa 7 Uhr ab. — zu Fuß durch den Wald dorthin zu marschieren. Leider verirrten

wir uns und kamen erst um 11 Uhr ab. in R. an, wo wir nur mit Mühe ein Abendessen und ein Unterkommen mitten unter den preußischen Landwehrmännern auf einem Strohlager fanden. Am folgenden Morgen, den 23. Juli, waren die Preußen nicht wenig erstaunt, zwei Zivilisten in ihren Reihen zu finden, und nach kurzer Unterhaltung forderten sie uns auf, sie auf ihrem Einzug in Rastatt zu begleiten. Wir zauderten keinen Augenblick; als wir jedoch in das von der Festung aus in Brand geschossene Dorf Niederbühl kamen, von dem nur noch traurige Überreste zu sehen waren, ertönte plötzlich aus einer alten Kapelle ein mächtiges „Halt“. Ein alter Major v. Kracht verlangte unsere Pässe, vernahm unseren Wunsch und fertigte uns einen mit Bleistift geschriebenen Passierschein aus, des Inhaltes: „Die Herren Böhm und Stengel können passieren.“ In Rastatt angekommen, besichtigten wir zunächst die Stadt und waren nicht wenig erstaunt über die Mengen von Waffen und Munition, die im Schloßhofs in mächtigen Haufen aufgeschichtet lagen. Vor dem Thore des Schloßes sahen wir hoch zu Roß den Prinzen von Preußen, dem die Gefangenen der Reihe nach vorgeführt wurden. Jeder hatte einige Fragen zu beantworten, und die Totenstille wurde nur durch den Ruf des Feldherrn: „In die Kasematten!“ unterbrochen. Mittlerweise erinnerte uns unser knurrender Magen daran, daß wir noch nüchtern waren, und wir suchten daher eine Tasse Kaffee im Gasthof „zum goldenen Wagen“ zu erlangen. Von Kaffee war jedoch keine Rede mehr, und

wir waren froh, ein Stück Schweinebraten, als das einzige, worüber die Wirtin noch verfügte, zu bekommen. Während wir uns diesen schmecken ließen, wurden wir von einem Tischnachbarn darauf aufmerksam gemacht, daß die Festungsthore verschlossen seien, und daß wir uns von dem Stadtkommandanten v. Welzien einen Passierschein zu verschaffen hätten. Auf dem Rathause angekommen, fanden wir den großen Saal dicht gedrängt voll von Landleuten, die 6 Wochen zuvor, als die Freischaren die Thore der Festung verschlossen hatten, zufällig auf dem Wochenmarkt gewesen waren. Daß sie alle von dem Kommandanten mit ihrer Bitte um Entlassung abgewiesen wurden, war wenig ermutigend für uns beide. Endlich gelang es uns, bis zum finsternen, barschen Kommandanten durchzudringen. Als er hörte, daß wir die Stadt aus purer Neugierde betreten hatten, und unseren Schein untersucht hatte, erklärte er denselben für ungiltig, da er Herrn v. Kracht nicht kenne, und wollte uns mit diesem Bescheid entlassen. Auf meine Frage, an wen ich mich denn sonst noch wenden könne, da am folgenden Tage unsere Ferien zu Ende seien, schickte er uns zu dem Festungskommandanten General Holleben, der auf dem Schlosse residierte. Mit vielen Mühen gelang es unseren Bitten, endlich durch zwei Reihen gefällter Bajonette hindurch den Schloßhof zu durchschreiten und Zutritt im Schlosse zu erlangen. Nach stundenlangem Antichambrieren wurden wir endlich dem Kommandanten, einem Greise mit schneeweißen Haaren, vorgeführt. Er hörte uns ruhig an und

erwiderte: „Obgleich es gesetzwidrig ist, Sie aus der Festung vor abgeschlossener Untersuchung zu entlassen, so will ich doch Ihren Worten Glauben schenken und mit Ihnen eine Ausnahme machen; doch müssen Sie sich's gefallen lassen, nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern von einer Wache begleitet, auf den Eisenbahnschienen expediert zu werden.“ Wir dankten für diese Freundlichkeit und befanden uns wenige Minuten später auf dem Bahngelise, das nach der Station Muggensturm führte. Der nächste Zug brachte uns in kurzer Zeit nach Karlsruhe, und die am Abend abgehende Diligence bis zum nächsten Morgen nach Stuttgart. Wie der Bierbrauer Kolb aus Stuttgart — damals das Haupt der Stuttgarter Demokraten — den wir im „goldenen Wagen“ zu Mastatt getroffen, seinen Heimweg nach Stuttgart gefunden, ob, wie die Sage meldet, in einer Biertonne oder gleichfalls von einer Wache eskortiert, das haben wir später niemals erfahren können.

Doch ich nehme die Darstellung meiner Lebensschicksale wieder da auf, wo ich mir eine frühere Episode aus der Zeit meines Stuttgarter Aufenthalts einzuschieben erlaubt habe.

## X. Nach Livland.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Sichendorff.

Es war in meiner Wohnung im Horn'schen Hause, wo ich eines Morgens durch einen Besuch überrascht wurde. Ein Herr von ungewöhnlich starkem Körperbau, ein an-

gehender Bierziger, trat in mein Zimmer, erkundigte sich nach meinem Namen und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, in Livland an einem Privatgymnasium eine Lehrerstelle anzunehmen. Er sei Pfarrer Vöffler aus Satteldorf (D. A. Krailsheim). Der Direktor jenes Gymnasiums, Dr. Hollander, sei sein Schwiegervater, er selbst habe mehrere Jahre in Livland gelebt und könne mir daher die Stelle in jeder Hinsicht empfehlen; ich erhalte im ersten Jahr neben freier Station 250 Rbl., im zweiten Jahr 275 Rbl. und vom dritten Jahre ab 300 Rbl. Gehalt, dazu 100 Rbl. Reisegeld. Ich erwiderte ihm, daß es mir nicht möglich sei, augenblicklich eine entscheidende Antwort zu geben; deshalb kamen wir überein, daß er 8 Tage später nochmals bei mir vorsprechen sollte. Noch hatte ich ja einen schweren Kampf durchzufechten, bis es mir gelang, meine Eltern mit meinem Entschlusse zu befreundeten. Nach 3 Jahren, so lautete der Beschluß, sollte ich wieder heimkehren und mir im Vaterlande ein geeignetes Unterkommen suchen. Pfarrer Vöffler war sehr erfreut, als er erfuhr, daß ich die Stelle anzunehmen beabsichtige. Er versprach mir unverzüglich Kontrakt und Reisegeld zu schicken, und im September 1851 nach Schluß der Vorlesungen in der Polytechnischen Schule sollte ich mich, mit einem Paß als Chemiker versehen, auf den Weg machen. Herr Prof. Fehling stellte mir das erforderliche Attestat aus, und nun wurden meine Habseligkeiten zur Abreise verpackt. Meine Bücher ließ ich der Transportkosten wegen zurück.

Es waren thränenreiche Stunden, während welcher meine Mutter, von den Fräulein Horn unterstützt, ein Stück nach dem anderen mit mütterlicher Sorgfalt in den Koffer legte, und als am folgenden Morgen meine ganze Familie auf dem Bahnhof erschien, da fiel auch mir der Abschied recht schwer. Es ging zunächst nach Heilbronn, von wo aus ich mit dem Dampfboot nach Heidelberg reisen sollte. Es war ein stürmischer, rauher Herbsttag. Während ich traurig auf dem Verdecke stand, riß mir der Wind meinen soeben gekauften Hut vom Kopf und begrub ihn in den Fluten des Neckar. Der Kapitän borgte mir eine alte Mütze bis Heidelberg, wo ich gleich nach meiner Ankunft Ersatz für meinen Verlust suchte. Es war eine besondere Fügung, daß ich eine blaue Tuchmütze kaufte, als wollte das Geschick mich schon jetzt mit der mir später so vertrauten Uniformsfarbe der Lehrer des russischen Reiches befreunden.

Von Heidelberg aus fuhr ich mit der Eisenbahn nach Mannheim und von da mit dem Dampfer nach Worms, wo ich mich von meinem ehemaligen Schüler und Freund Anhänger aus Kriegsheim verabschieden wollte. Ich fand ihn auch wirklich im „alten Kaiser“ meiner harrend, und nachdem wir einige Flaschen Liebfrauenmilch getrunken, fuhren wir an der „Luthereiche“ vorbei nach dem 1<sup>1/2</sup> Stunden entfernten Kriegsheim. Hier verlebte ich noch einige recht gemüthliche Stunden, und am folgenden Tage fuhr ich nach Frankfurt. Es war ein Abschied fürs Leben, denn als ich 22 Jahre später wieder nach Worms kam

und mich im „alten Kaiser“ nach der Familie erkundigte, erfuhr ich, daß alle 4 Geschwister längst tot seien.

In Frankfurt wohnte ich bei einem alten Seminarfreunde, dem Direktor der Hasselt'schen Knabenerziehungsanstalt, Ruoff, an dessen Schule noch ein anderer Jugendfreund, Gottwein aus Ulm, als Lehrer angestellt war. Hier erfuhr ich zum Glück noch zeitig genug, daß das Stettiner Dampfschiff nur alle 14 Tage nach Riga fuhr, und daß ich noch 11 Tage Zeit hatte, um nach Stettin zu kommen.

Ich beeilte mich daher nicht allzusehr, den sicheren Port zu verlassen, sondern bemühte mich, die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten recht genau kennen zu lernen, und möglichst viele Ausfahrten in die benachbarten Städte zu machen.

Von Frankfurt reiste ich den 11. Oktober 1851 über Gießen und Marburg bis Guntershausen; da die Eisenbahn nur stückweise fertig war, so kam ich nur langsam vorwärts. Der folgende Tag brachte mich bloß bis Eisenach, wo mir nicht so viel Zeit blieb, die Wartburg zu besteigen. Am folgenden Morgen machte ich mich auf den Weg nach Leipzig, und von da aus wollte ich auch das schöne Dresden kennen lernen. In Dresden wohnte ich in „Stadt Görlitz“ und war sehr erfreut, den sächsischen Volksstamm von einer äußerst gemüthlichen Seite kennen zu lernen. Gerne wäre ich in Dresden geblieben, obgleich noch überall traurige Spuren von Verwüstungen

aus der 48er Revolution zu sehen waren. So war z. B. das prächtige Naturalienkabinet ein Trümmerhaufen und bis dahin nicht wieder aufgebaut worden. Ich besuchte die Bildergalerie, hatte aber leider nicht die nötige Vorbildung, um großen Nutzen aus den dortigen Kunstschätzen ziehen zu können. — Von Dresden aus kam ich am 14. Oktober nach Berlin, wo ich im Hotel „zu den vier Jahreszeiten“, dem jetzigen „Kaiserhof“ Herberge nahm. Auch in dieser Stadt hielt ich mich einige Tage auf und suchte meinen Aufenthalt so fruchtbar als möglich zu machen. Ich besuchte das Museum, das Naturalienkabinet, den zoologischen Garten und das Residenzschloß, wo ich im Antiquitätensaal vergeblich versuchte, den Tschako des großen Kurfürsten einige Fuß hoch von der Diele zu heben. Zwei Tage vor dem zur Abfahrt des Dampfbootes fixierten Termin (den 16. Oktober) reiste ich nach Stettin. Das norddeutsche Flachland macht auf uns an regelmäßige Abwechslung von Berg und Thal gewöhnte Süddeutsche einen sehr traurigen Eindruck. Wie ein verscheuchtes Reh lief ich an den Ufern der Oder auf und nieder, besah große und kleine Schiffe, die mich nicht interessierten, da ich bereits stark heimwehkrank war. Am 18. Oktober fuhren wir morgens 10 Uhr auf dem Dampfschiff „Düna“ nach Riga, nicht ohne Sorgen, da die Jahreszeit für eine Seereise schon weit vorgerückt war, und die heftigen Herbststürme auf der Ostsee nur zu wohl bekannt sind.

## XI. Auf der Ostsee.

Ein herrlicher Sonnenschein schien uns indessen eine angenehme Fahrt in Aussicht zu stellen. Wir waren unser sieben, darunter auch eine junge Dame, die Verlobte eines unserer Gefährten. Ein günstiger Wind brachte uns nach wenigen Stunden in das freundlich gelegene Swinemünde. Nach kurzem Aufenthalt daselbst wurden die Anker wieder gelichtet, und vor uns breitete sich die Ostsee in herrlicher Abendbeleuchtung aus. Bald darauf tauchte die Sonne im Westen in die Fluten hinab, und wir alle freuten uns über den großartigen Anblick.

Nun erst, als es anfang zu dunkeln, fühlten wir uns allein und verlassen, und ein uns allen gemeinsames Bangen führte uns in der Kajüte zusammen. Ein munterer Franzose suchte uns die einförmigen Abendstunden durch allerlei heitere Schwänke zu kürzen, während ein junger, nach Dösel zurückkehrender Theologe, der in Deutschland seine Studien vollendet hatte, in anziehender Weise zu unterhalten verstand.

Noch muß ich ein Mitglied unserer kleinen Gesellschaft erwähnen, dessen Benehmen uns während der ganzen Reise mißfiel. Er hatte sich gleich anfangs für einen Bewohner von Witebsk ausgegeben, der nach Deutschland gereist war, um allerlei wertvolle Dinge, als Uhren, Schießgewehre,

Zigarren, Kleidungsstücke u. s. w. einzukaufen und durch den Wiederverkauf derselben ein gewinnbringendes Geschäft zu machen.

Keiner der Gefährten hatte von der Seekrankheit zu leiden, und zwei Tage verflossen uns schnell und in der angenehmsten Weise.

Wieder war die Sonne majestätisch am Horizonte verschwunden, und die Passagiere hatten bald darauf sich in der Kajüte zur Ruhe begeben. Die tiefe Stille der Nacht wurde nur durch das einförmige Geräusch der Dampfmaschine und durch die gegen das Schiff schlagenden Wogen unterbrochen.

Da — es mochte etwa eine Stunde nach Mitternacht sein — werde ich plötzlich durch ein ungewöhnliches Geräusch, sowie durch ein eiliges Hin- und Herlaufen auf dem Verdecke aus dem Schlafe aufgeschreckt. Nur allzu deutlich erkannte ich mit Schrecken die Ursache der Störung; es war das Rasseln einer Pumpe. Von banger Ahnung ergriffen, eile ich die Treppe hinan aufs Verdeck. Doch wer malt mein Entsetzen bei dem furchtbarprächtigen Anblick, der hier meinen Augen sich darbot! Eine mächtige Feuersäule, die dem Schornstein entstieg, verbreitete eine magische Beleuchtung über die brausenden Wogen, während ein Regen von feurigen Kohlen prasselnd auf das Verdeck und in die zischenden Fluten niederstürzte. „Zur Kajüte zurück!“ donnerte gebieterisch die Stimme des Kapitäns, und von zwei kräftigen Fäusten erfaßt,

fühle ich mich mit Blitzesschnelle auf der Treppe nach unten gestoßen. Noch ein Ruck, und die Luke ist geschlossen.

Entrüstet über die erfahrene Unbill, suche ich das Lager meiner Gefährten und erkläre ihnen mit kurzen Worten die drohende Gefahr. Ein schrecklicher Tod durch eines der beiden feindlichen Elemente schien uns beschieden zu sein.

Sprachlos umstand die kleine Gesellschaft den Ausgang der Treppe, und eine feierliche Stille herrschte in der Kajüte. „Was beginnen?“ fragte sich wohl jeder, „wenn das Feuer nach und nach das ganze Schiff ergreift und verzehrt?“ Der habgierige Spekulant war der erste, der aus seinen Träumereien erwachte. Hastig ergriff er einen Koffer, riß Beinkleider, Röcke und Überzieher heraus und begann sich in eine Menge von Kleidungsstücken zu hüllen und deren Taschen mit Uhren, Pistolen und anderen wertvollen Dingen zu füllen.

„Was machen Sie da?“ fragte erstaunt der Franzose.

„Ich suche von meinem Eigentum so viel als möglich zu retten,“ erwiderte jener.

„Haben Sie vielleicht die Absicht, in dieser Vermummung das Rettungsboot zu besteigen?“ fragte ein anderer.

„Gewiß werde ich dieses thun,“ war die Antwort.

„Ich werde Sie daran zu verhindern wissen, wenn Sie es wagen sollten, diesen Ballast ins Boot zu schaffen,“ versetzte ein dritter.

„Meine Herren,“ flehte der Geizhals hierauf, „er-

barmen Sie sich meiner, ohne meinen Koffer bin ich ein verlorener Mann.“

„Hört mich an, meine Freunde,“ begann in ruhigem Ton der junge Theologe, „ich halte es fürs beste, daß jeder von uns darauf denkt, das nackte Leben zu retten, für das übrige wird der liebe Gott sorgen.“ Statt jeglicher Antwort stürzte der Vermummte, einem Wahnsinnigen gleich, die Treppe hinauf und sieh! es gelingt ihm die Luke zu öffnen. Von dem Triebe der Selbsterhaltung angestachelt, eilten wir anderen ihm nach aufs Verdeck.

Die Feuersäule war verschwunden und hatte einer dichten Rauchwolke Platz gemacht, die aus den eingehauenen Öffnungen des Hinterdecks hervordrang. Der Kapitän, überzeugt, des Feuers, das im Kohlenmagazin ausgebrochen war, Meister zu werden, und von einer so kleinen Anzahl von Passagieren keine weitere Störung fürchtend, ließ uns gewähren. Mittlerweile war auch die zum Tode geängstigte Dame, die dem Feuer viel näher gewesen war als wir, aus ihrer Kajüte abgeholt und zu uns geführt worden. Aus der veränderten Stellung des Mondes erkannte ich deutlich, daß der Kapitän das Schiff nach der Küste Furlands steuern ließ. Aber so schnell es auch dahinflog, so suchten unsere ängstlichen Blicke doch vergebens die Küste.

Den angestrengtesten Bemühungen der Schiffsmannschaft unter der umsichtigen Leitung des Kapitäns B. gelang es endlich nach mehreren Stunden, des Feuers Herr zu werden.

Wir waren gerettet. Noch aber hielt uns ein un-  
durchdringlicher Nebel 24 Stunden vor Domesnees zu-  
rück. Endlich nach fünftägiger Fahrt langten wir alle  
wohlbehalten in Riga an und dankten Gott für seine  
gnädige Errettung.\*)

## XII. In Riga.

An der Haltestelle des Dampfbootes mußte zunächst  
durch einen stellenweise fußtiefen Morast gewatet werden.  
Ich mietete einen Fuhrmann, der meinen Koffer in das  
Haus des rigaschen Ratsherrn Heinrich Hollander schaffen  
sollte. Der wiederholten Aufforderung des Koffelentfers,  
den Wagen zu besteigen leistete ich keine Folge, da ich  
mich schämte, auf einem so primitiven Fuhrwerke meinen  
Einzug in Riga zu halten. Über und über mit Kot be-  
sudelt, langte ich endlich an meinem vorläufigen Be-  
stimmungsorte an und schämte mich nicht wenig meiner  
beschnitzten Kleidung. Ich wurde jedoch aufs freund-  
lichste aufgenommen und in dem Zimmer des Kommiss  
S., der mir sehr wohl gefiel, installiert. In Riga sollte  
ich unbestimmte Zeit als nomineller Chemiker in der

---

\*) Das vorstehende Kapitel ist als Lesestück im „Deutschen  
Lesebuch für Schule und Haus“, 3. Aufl., bereits abgedruckt und  
wörtlich hier kopiert. Der Satzbau verrät dem geübten Auge, daß  
der Abschnitt für jugendliche Leser verfaßt ist.

Tabaksfabrik von Joh. Heinr. Hollander u. Sohn figurieren, bis es mir möglich wäre, das Hauslehrerexamen beim Rigaschen Gymnasium abzulegen. Doch schon nach etwa 14 Tagen traf ein Brief aus Birkenruh in Riga ein, in welchem ich ersucht wurde, so schnell als möglich meine Stelle anzutreten, da durch den plötzlichen Austritt des Lehrers Camus dessen Stelle unbesetzt war. Ich hatte die 14 Tage gut angewendet, hatte Theater, Konzerte, Kasino und Musse unter der Ägide des freundlichen, alten „Dankels Heinrich“ besucht und hatte daher ein großes Verlangen, an den Ort meiner allendlichen Bestimmung zu gelangen. Hatte ich doch meine Heimat schon zwei Monate zuvor verlassen und konnte den Meinigen noch immer keine Nachricht über meine Stellung in Birkenruh zukommen lassen. Endlich am Morgen des 1. Nov. 1851 reiste ich mit einem rigaschen „Fuhrmann“ in offener dreispänniger Equipage von Riga ab. Die Pferde waren kräftig gebaut, daher kamen wir rasch vorwärts. Es ging über Rodenpois, Engelhardtshof, Koop. In einem Krüge wurde tüchtig gegessen, und um  $\frac{1}{2}$  7 Uhr befand ich mich an der Na. Als wir diesen Fluß auf dem Prahm (Fähre) passirt hatten, verirrten wir uns und kamen in der Dunkelheit in die Gegend der Namühle. Um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr stand ich endlich unter der Thür des „alten Hauses“ in Birkenruh, den letzten Silberrubel in der Hand, den ich denn auch meinem Kutscher als Trinkgeld einhändigte.

### XIII. Birkenruh.

Bau du nur auf keinen andern  
Als auf Gott, der Treue hält.

Eichendorff.

Wie mir schon in Riga das freundliche Familienleben äußerst wohlgethan hatte, so fand ich auch in Birkenruh einen Empfang, so liebenswürdig und herzlich, daß ich den Tag meiner Ankunft nie vergessen werde. Es war der alte Hollander, der mich zuerst begrüßte und seiner Frau, der „Mutter Polly“ zuführte. Beide verstanden es, dem Fremdling in einer Weise entgegenzutreten, daß er sich sofort zu Hause fühlen mußte. Um 8 Uhr hörten die Arbeitsstunden auf, und die Schüler strömten scharenweise herbei, den neuen Lehrer nach allen Seiten zu begaffen. Zu gleicher Zeit erschien auch das Lehrerkollegium ziemlich vollzählig, um den neuen Kollegen zu begrüßen. Es waren dies mit wenigen Ausnahmen gediegene, tüchtige Männer, die durch ihre Kenntnisse und ihre Moralität die Birkenruh'sche Anstalt würdig nach außen hin zu vertreten im stande waren.

Da darf ich denn vor allem dem Direktor selbst das Zeugnis ausstellen, daß wir Lehrer in ihm einen Mann verehrten, der durch seine Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und unübertroffene Pflicht- und Berufstreue Lehrern und Schülern stets ein leuchtendes Beispiel gegeben hat. In dieser Berufstreue lag meines Erachtens die Größe des Hollander'schen Charakters. Unter seinen Mitarbeitern ragte

besonders der Philologe Hoheisel hervor, der 1877 als Direktor des livländischen Landesgymnasiums in Fellin gestorben ist; sodann der Philologe Wieberg, jetzt gleichfalls tot, der zuletzt Professor an der Moskauer Universität war, der Mathematiker Hinrichsen, später Inspektor der Wolmar'schen Kreisschule, † 1863; der Historiker Jordan, später Gymnasiallehrer und Archivar in Reval, der Theologe Pohrt, † als Pastor zu Tirsen, der Musiklehrer Max Schmidt, der einzige an der Privatanstalt bis ans Ende thätige Lehrer, der Musiklehrer Machold, der Elementarlehrer Pfennig, der russische Lehrer Amenitzky und der französische Lehrer Jules Favre. Das war das Kollegium, in welches ich als Lehrer eintrat, und das durch seine Tüchtigkeit nicht verfehlen konnte, einen vorteilhaften Eindruck auf mich zu machen, da ich gar bald nicht nur die Mängel meiner seitherigen Ausbildung, sondern auch die Mittel und Wege gewahr wurde, wie ich die empfindlichen Lücken meines Wissens und Könnens ausfüllen konnte. Da schon im folgenden Jahre (Febr. 1852) der Württemberger Theologe Baur als Musiklehrer in Birkenruh eintrat, so benutzte ich diesen Landsmann, um mich in die Geheimnisse der griechischen Sprache einweihen zu lassen, während gleichzeitig Hoheisel und Wieberg mir griechische und lateinische Grammatikstunden ertheilten.

Da ich in der Beaufsichtigung von Schülern sowohl in Stuttgart bei Dr. Beneder als in Metz bei Lafite Erfahrungen gemacht hatte, so wurden mir die jüngeren

Schüler von Septima bis Tertia zur speciellen Aufsicht im Schlaffsaale übergeben, und ich erhielt meine Wohnung im alten Hause neben dem Schlaffsaale. Nach Neujahr 1852 mußte ich nach Riga, um bei dem Herrn Gouvernements-Schuldirektor Krannhals ein Examen abzulegen, bei dem mir die Wahl der Fächer freigestellt war. Ich wählte die deutsche, französische und englische Sprache und Arithmetik und erhielt die Erlaubnis, in diesen Fächern Unterricht zu erteilen. Etwa um dieselbe Zeit hatte sich mir eine junge Dame, Emilie Reimers, durch ihre Tüchtigkeit und Unverdroffenheit, mit der sie Frau Hollander bei ihren mannigfaltigen wirtschaftlichen Arbeiten unterstützte, empfohlen; aus der Achtung entwickelte sich bald ein wärmeres Gefühl, und in kurzer Zeit waren wir ein verlobtes Paar, während freilich unsere Umgebung diesen Stand der Dinge höchstens ahnen konnte.

Wer einmal verlobt ist, denkt selbstverständlich auch an Heiraten. Ein verheirateter Lehrer in Birkenruh war jedoch um jene Zeit kaum denkbar; daher war ich gezwungen, ernstlich an ein russisches Staatsexamen und an den russischen Staatsdienst zu denken. Zum Glück fehlt der Jugend der Mut nicht, und so war auch ich der Ansicht, ich brauche nur nach Dorpat zu gehen, um das Oberlehrerexamen in der Mathematik oder in der deutschen Sprache oder in den neueren Sprachen abzulegen. Die eingezogenen Erkundigungen ergaben jedoch, daß ein Oberlehrerexamen ohne Kenntniss der griechischen Sprache unmöglich sei. So kam ich endlich zu der Überzeugung, daß

ich an das Kreislehrerexamen, zu dem verhältnismäßig geringere Kenntnisse im Griechischen genügten, als den einzigen mir gebliebenen Hort denken müsse. Ich arbeitete demnach fleißig Lateinisch und Griechisch und war in Jahresfrist so weit, daß ich es wagen konnte, eine Reise nach Torpat behufs Ablegung des Examens zu unternehmen.

Nicht ohne ein Gefühl von Befangenheit kam ich den 7. Aug. 1853 in der Universitätsstadt an; doch fehlten mir weder Mut noch Gottvertrauen, und ich meldete mich getrost zum Examen. Die beiden schriftlichen Arbeiten über den deutschen Sprachunterricht und die Entwicklung des Realschulwesens in Deutschland, sowie eine kurze Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische genügten, um mir den Zulaß zur mündlichen Prüfung zu verschaffen. Auch diese Prüfung fiel so gut aus, daß ich als Durchschnittsnote das Prädikat „sehr gut“ erhielt. Zu den beiden Probelektionen wählte ich in der Geometrie den Pythagoräischen Lehrsatz und in der Geographie „die deutschen Eisenbahnen“, resp. eine Reise von Riga in die Schweiz, mit Benutzung der damals fertigen Bahnlinien. Ich wählte die Tour: Riga, Stettin, Berlin, Leipzig (mit einem Abstecher nach Dresden), Thüringen (Weimar, Erfurt, Eisenach), Frankfurt und von da über Heidelberg nach Basel.

Zur Charakteristik der damaligen Anschauungsweise, wie sie leider unter dem beim Examen anwesenden Kurator Krassström (einem alten General) auch in Lehrerkreisen an der Tagesordnung war, mag es dienen, daß,

als ich bei Frankfurt a/M. erwähnte, es sei die Krönungsstadt unserer deutschen Kaiser gewesen, sämtliche anwesenden Lehrer von einem panischen Schrecken ergriffen wurden, was ich zum Glück erst später erfuhr, als der Direktor mich beiseite nahm und ausrief: „Aber Herr Böhm, was haben Sie gethan? was wird der Herr Kurator dazu sagen?“ Der Herr Kurator jedoch, dem ich unmittelbar nach der Probelektion eine officiële Visite zu machen hatte, sagte nichts, sondern betrachtete wohlgefällig meine breiten Schultern und meine kräftige Gestalt. Ich hatte das Gardistenmaß, und das genügte; daher empfing er mich auch mit den Worten: „Sie haben ein sehr gutes Examen gemacht, ich habe Sie daher für eine der drei höheren Kreis Schulen (damals Libau, Bernau, Arensburg, die bekanntlich bald darauf zu Gymnasien umgestaltet wurden) bestimmt.“ Wer war froher als ich, und mit freudigem Herzen eilte ich nach Birkenruh zurück, wo meine Braut voller Sehnsucht meiner wartete.

Das zweite Semester 1853 verfloß unter angestrengter Schularbeit ziemlich rasch. Zwei tüchtige Kräfte, Hollanders Schwieger söhne, Pastor Schatz aus Tirschen und Pfarrer Köffler aus Satteldorf in Württemberg, hatten sich entschlossen, ihre Predigerstellen aufzugeben und in Birkenruh als Lehrer zu wirken. Beide wurden in voller Manneskraft durch den Tod von ihrem neuen Arbeitsfeld abgerufen: Schatz im J. 1862, Köffler 1869. Schon im J. 1852 war ein junger Mann, der eben seine mathematischen Studien in Dorpat vollendet hatte, Gustav Kie-

seritzky, nachmals Direktor des Polytechnikums in Riga, in Birkenruh als Lehrer eingetreten und hatte sich ein Jahr später mit Fanny Hollander verlobt. Zu einer weiteren Änderung im Bestand des Lehrerkollegiums sollte ich selbst Veranlassung geben.

Es war in den ersten Tagen des Januar 1854, als der Inspektor der wendenschen Kreisschule, Moltrecht, die Nachricht nach Birkenruh brachte, der wissenschaftliche Lehrer Kracht in Wenden habe seine Entlassung erhalten, während er gleichzeitig mich aufforderte, sofort nach Riga zu fahren und mich um die vakant gewordene Stelle zu bewerben. Noch an demselben Tage fuhr ich dahin, und Direktor Krannhals legte mir Feder und Papier vor, um das betreffende Gesuch niederzuschreiben; gleichzeitig gratulierte er mir zu der in Aussicht stehenden Stelle. Gestraften Mutes eilte ich nach Birkenruh zurück, wo mich auf der Schwelle des Hauses der dritte Sohn Hollanders, der 1868 verstorbene Eduard, mit den Worten empfing: „Sie haben eine vergebliche Reise gemacht; Papa ist soeben aus Dorpat mit der Nachricht zurückgekehrt, die wendensche Stelle sei bereits an einen gewissen Sanio vergeben.“ Mit schwerem Herzen ergab ich mich in mein Geschick, begann das Semester mit 38 wöchentlichen Stunden und vergaß gar bald die Hoffnungen, welche sich an meine rigasche Reise geknüpft hatten. Als ich jedoch den 29. Januar nach dem Mittagessen im Theezimmer erschien, kamen mir Hollander, seine Frau, sowie die Kollegen mit den Worten entgegen: „Wir gratulieren dem

Herrn Kreislehrer von Wenden!" Gleichzeitig übergab mir meine Schwägerin das Aufstellungsdekret vom 19. Januar 1854, in welchem ausdrücklich hervorgehoben war, daß ich meine Stelle sofort anzutreten habe. Was war zu thun? Meine kontraktmäßige Dienstzeit von 3 Jahren war nicht zu Ende, und es entstand die Frage nach einem Ersatzmann. Ich erbot mich, täglich 3 Stunden in Birkenruh zu geben und die Aufsicht sowie die Arbeitsstunden für das angefangene Semester beizubehalten und vorläufig bloß meine 23 Stunden in Wenden zu geben, im übrigen sollte in Birkenruh alles beim alten bleiben.

#### XIV. Meine Lehrthätigkeit und Ehestand.

Am 1. Februar morgens  $\frac{1}{2}$  8 Uhr machte ich mich auf den Weg nach Wenden; es war in der Nacht ein so tiefer Schnee gefallen, wie ich ihn seither nicht mehr erlebt, und es schien daher fast unmöglich, die Stadt auf dem sogenannten „kleinen Weg“ zu erreichen. Nach mehreren Abenteuern gelang es mir aber doch, schweißtriefend bis zur Kreissschule durchzudringen und das Morgengebet noch zur rechten Zeit zu halten. Von 11—1 hatte ich Stunden in Birkenruh, von 2—3 in Wenden und von 3—5 wieder in Birkenruh. Auf diese Weise hatte ich 4 Monate lang so harten Dienst zu versehen wie nie zuvor oder hernach. Derselbe wurde mir noch wesentlich erschwert durch die Grundsätze meines Inspektors, der die wendensche Schuluhr alter Gewohnheit gemäß 10 Mi-

nuten nach der Kirchenuhr richtete, und der einen Stundenkatalog, der 30 Jahre nicht geändert worden war, auch ferner beibehalten zu müssen glaubte.

Die wendensche Kreisschule bot zu jener Zeit kein erfreuliches Bild. Sie bestand aus zwei Klassen, von denen die Prima 3, die Sekunda 22 Schüler beherbergte. Dieselben waren meist aus dem Handwerkerstande, größtentheils rohe, ungeschliffene Zungen, die durch ihre Gleichgültigkeit einerseits, durch ihr mechanisches Einlernen der Aufgaben andererseits den Lehrer in Verzweiflung setzen konnten. Was sie nicht wörtlich auswendig lernen konnten, lernten sie überhaupt nicht. Die Schule stand unter der Leitung des Inspektors M., der mehr durch Strenge als durch Liebe auf die Schüler zu wirken suchte. Ihm zur Seite stand als Lehrer der russischen Sprache mein Schwager N., ein Mann, dem es an Berufstreue keiner zuvorthat, wofür ihm seine Schüler zeitlebens die größte Achtung und Dankbarkeit bewahrten, mochten sie ihm auch, solange sie sich seiner strengen Zucht unterwerfen mußten, nicht immer Dank dafür wissen. Ich überkam als Erbschaft die historischen Fächer, obgleich mir damals der mathematische Unterricht größere Befriedigung gewährt hätte. Die Fächer habe ich später, als im Jahre 1867 die Kreisschule eine dritte Klasse erhielt, teilweise dem vierten Lehrer abtreten müssen, so daß ich außer Religion noch deutsche Sprache, Naturgeschichte, Zeichnen und Französisch behielt, während die beiden wissenschaftlichen Lehrern den Unterricht in den alten Sprachen übernahmen.

Um diese Zeit war ich mit meiner Braut und deren Familie übereingekommen, gegen Ende des ersten Sem. 1854 Hochzeit zu machen, und meine Schwiegermutter reiste daher Mitte Februar nach Riga und Mitau, theils um die nötigen Einkäufe von Möbeln und dgl. zu machen, theils auch um ihre Privatangelegenheiten in Mitau zu ordnen. Infolge einer Erkältung, die sie sich auf dieser Reise zugezogen, starb sie am 18. März. So mußten voraussichtlich in den Freudenbecher der Hochzeitstage bittere Vermutstropfen fallen. Völlig mittellos, wie wir beide waren, mußten wir auch auf die gehoffte materielle Unterstützung von seiten der Schwiegermutter und Mutter verzichten, da nach ihrem Tode sich mancherlei Ansprüche an ihren kleinen Nachlaß geltend machten. Unsere am 28. Mai gefeierte Hochzeit stellte uns auf eigene Füße, und es war keine Kleinigkeit, mit einem fixen Jahreseinkommen von c. 350 Rbl. einen Hausstand zu beginnen, zu dem fast alle Vorbedingungen fehlten. Doch mit Mut und Gottvertrauen begannen wir das scheinbar Unmögliche, und heute, nach mehreren Decennien, muß ich dankbar anerkennen, daß Gott unsere Arbeit reichlich gesegnet und die Sorgen um die materielle Existenz gnädig von uns genommen hat, so daß ich bei meiner im Mai 1879 gefeierten Silberhochzeit sowohl, als auch an dem kurz vorhergegangenen Amtsjubiläum mit dankerfülltem Herzen der Worte meines Hochzeitstextes: „Wer bin ich, Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast!“ gedenken mußte.

Das Jahr 1854—55 war eine Zeit der angestrengtesten Berufsthätigkeit, galt es doch nicht nur die mangelhafte häusliche Einrichtung zu ergänzen, sondern auch die Mittel zu der geplanten Reise ins Ausland zu beschaffen. Zu Anfang des Jahres 1855 wurden wir durch die Geburt eines gesunden Töchterleins erfreut. Da daselbe aufs beste gedieh, so unternahmen wir es im Sommer, mit ihm die weite Reise in die schwäbische Heimat anzutreten. Wir mußten zu Lande über Tauroggen und Tilsit bis Königsberg reisen, dann ging es mit der Eisenbahn weiter bis Stuttgart. Die Freude des Wiedersehens nach vier schweren Dienstjahren zu schildern, unterlasse ich. Noch hatte ich ein tiefes Heimweh nicht verwinden können. Dazu brauchte ich vier weitere Jahre und eine zweite Reise im J. 1859.

Rasch verflogen die zwei Monate, die wir im Auslande verbringen durften, und mit schwerem Herzen dachten wir an die Heimreise. Der Abschied schien auf Nimmerwiedersehen genommen werden zu müssen, da ich nach meiner Rückkehr nach Rußland den russischen Unterthaneneid zu leisten hatte und die noch immer 1000 Rubel betragende Paßsteuer für mich unerschwinglich schien. — Auch die Rückreise ging über Königsberg und Tilsit. In Ostpreußen grassierte damals die Cholera, und wir sahen täglich Züge von Beerdigungen an unserem Gasthause vorüberkommen. Doch das war nicht die einzige Unannehmlichkeit, der man zu jener Zeit auf Reisen ausgesetzt war. Von Tilsit an reisten wir in unserer eigenen Miet-

kutsche, die uns von Wenden bis hierher gebracht hatte, nach der Grenze ab. Unser Gepäck wurde sorgfältig revidiert, die Bücher für die Censur beiseite gelegt, uns aber schließlich doch zum Mitnehmen übergeben. In Taurroggen fanden wir die Poststation und die Gasthäuser überfüllt, so daß wir uns entschlossen, im Fremdenzimmer sitzend zu übernachten. Ein liebenswürdiger Mann, Herr v. Wahl aus Dorpat, trat jedoch für Frau und Kind seine Bettstelle ab, während wir Männer im Gastzimmer blieben. Am folgenden Morgen traten wir die schauerliche Weiterreise durch Litauen an. Unterwegs war auf den Stationen weder an Essen noch an Trinken zu denken; wir ernährten uns mit einem Tilsiter Schmantkäse, wozu uns sogar das Brot gebracht. Abends spät kamen wir auf einer Station an, wo wir weder Pferde noch Betten zum Übernachten erhielten. Wir blieben im Stationszimmer, wobei ich mir alle erdenkliche Mühe gab, wach zu bleiben, und den Reisewagen nicht aus den Augen zu lassen. Am kommenden Morgen sollten wir statt zweier Pferde deren vier bekommen; nach langem Debattieren einigten wir uns auf drei. Als wir jedoch in den Wagen stiegen, bemerkten wir zu unserem Entsetzen, daß wir bestohlen waren. Der Reisefack mit der sämtlichen Wäsche für das Kind, mehreren auf Bestellung mitgebrachten Taschenuhren und sämtlichen Pretiosen meiner Frau — das alles war dahin. Die Lage war trostlos. Der Polizeidirektor schlief um 8, 9, 10 Uhr, so daß wir endlich abreisen mußten, ohne ihn gesprochen zu haben. Doch auch diese

entsetzliche Reise ging zu Ende, und die anfangs recht empfindlich fühlbaren Verluste brachten uns den Nutzen, daß wir das Sparen lernten, wenn wir es nicht schon vorher verstanden. Und Sparsamkeit hatten wir in der Folgezeit wohl nötig; denn die nächsten vier Jahre brachten uns drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Doch sie brauchten gottlob nicht zu hungern. Vielemehr konnte ich, da mit der von Jahr zu Jahr sich steigenden Frequenz meiner Schule auch die Einnahmen wuchsen und sich dazu lohnender Privatunterricht in mehreren adligen Häusern Wendens fand, im Sommer 1859 wieder an eine Reise nach Deutschland denken.

#### XV. Fortsetzung.

Das Jahr 1858 hatte mir die Inspektorstelle mit erhöhtem Einkommen gebracht, da mein Vorgänger M. um diese Zeit starb. Als wissenschaftlicher Lehrer trat Classen ein, der bis zum Jahr 1866 in Wenden blieb, wo er als Gymnasiallehrer nach Homel versetzt wurde. An seine Stelle trat der mit der Tochter meines früheren Inspektors verheiratete Telegraphenbeamte Kottkowitz, der fünf Jahre später als Lehrer an das Rigasche Gouvernementsgymnasium übergeführt wurde. Im J. 1867 verließ auch mein Schwager R. seine Stelle, da er am Dorpatschen Gymnasium eine lohnendere Berufsthätigkeit fand.

Traurige Erfahrungen waren mir in der vorausgegangenen Zeit nicht erspart geblieben, indem ich zwei in den

Jahren 1861 und 1863 geborene Töchter, sowie mein zweitältestes Kind, ebenfalls ein Mädchen, in dem kurzen Zeitraume von 3 Jahren dahingeben mußte. Das war eine schwere, schmerzreiche Zeit! —

Auch die Reise, welche ich 1862 mit meiner Frau und zwei Kindern in meine Heimat unternahm, bot uns neben der körperlichen Kräftigung, deren wir für die Folgezeit nur zu sehr bedürfen sollten, tief schmerzliche Eindrücke. Mein Vater hatte seit 1857 mehrere Schlaganfälle gehabt und erschien uns daher als ein körperlich und geistig gebrochener Mann; von der früheren Kraft und Energie war leider nichts mehr vorhanden, er sah dem Spiel seiner Enkel zu und — weinte. Als wir im J. 1867 wiederkamen, lag er bereits zwei Jahre auf dem Kirchhofe, und mir blieb nur die traurige Pflicht, ihm einen Grabstein zu setzen mit der Klopstock'schen Inschrift: „Saat, von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen.“

Die Möglichkeit, die soeben erwähnte Reise zu unternehmen, gewann ich durch meine um die Mitte der sechziger Jahre begonnene schriftstellerische Thätigkeit, deren erste Frucht das „deutsche Lesebuch für Kreis- und Töchterschulen und ähnliche Lehranstalten“ in 2 Theilen war, dem sich in den nächsten Jahren ein Lesebuch für Elementarschulen in abermals 2 Bänden anschloß. \*) Ich besuchte auf der Fahrt die allgemeine deutsche Lehrerver-

---

\*) Diese und einige andere Lehrbücher sind im Verlage von Fr. Kluge in Neval erschienen und zum Theil noch heute viel benutzt.

sammlung in Hildesheim, hielt mich in Frankfurt auf und reiste sodann über Heidelberg nach Stuttgart. Von hier aus machte ich mit meiner Frau eine Erholungsreise in die Schweiz, und nach Stuttgart zurückgekehrt, wo ich Frau und Kinder in den besten Händen wußte, entschloß ich mich noch zu einem Besuche der Pariser Weltausstellung. Daß ich auf diesen Reisen mein Wissen und Können in der mannigfachsten Weise bereicherte, liegt auf der Hand, zumal ich mich in Hildesheim, Stuttgart und Paris namentlich mit den Fortschritten des Zeichenunterrichtes eingehender beschäftigte, was später der wendenschen Kreisschule zugute kam. Dasselbe gilt von dem Besuch der Wiener Ausstellung von 1873, während eine weitere Reise, die ich im Sommer 1876 mit meinem ältesten Sohne ins Salzkammergut und die Schweiz unternahm, meine angegriffene Gesundheit wiederherstellen sollte; denn ich hatte soeben eine Lungenentzündung durchgemacht, die mein Leben aufs äußerste gefährdete.

Mittlerweile hatte sich unsere Schule so sehr entwickelt, daß von allen Seiten, aus Piv-, Kur- und Esthland, unser Lehrplan als Muster für andere Schulen erbeten wurde. Als erste dreiklassige Anstalt dieser Art wurde sie in verschiedenen Städten, wie Wolmar, Walk, Bauske, Tuckum u. s. w. nachgeahmt, und ich hatte die Befriedigung, meine Bestrebungen auch von der Schulobrigkeit anerkannt zu sehen. Das bereitete mir eine um so größere Freude und Genugthuung, als ich meinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Gouvernements-Schuldirector A. Kraun-

hals, als einem hocherfahrenen Schulmann und trefflichen Pädagogen die größte persönliche Hochachtung entgegenbrachte. Seiner Fürsprache verdanke ich denn wohl auch in erster Linie die mehrfachen Ordensverleihungen, unter denen die des Annenordens II. Klasse für einen Kreis-  
schulinspektor zum mindesten eine seltene Auszeichnung gewesen sein dürfte.

Hand in Hand mit meiner pädagogischen Thätigkeit gingen auch fernerhin meine schriftstellerischen Bestrebungen: dem Lesebuche folgte eine Anleitung zum schriftlichen Gedanken Ausdruck mit Benutzung des Lesebuches, eine deutsche Sprachlehre, endlich ein zweiter Teil des Aufsatzbuches und eine Schreiblese-Bibel. Eine willkommene Thätigkeit eröffnete sich mir, nachdem ich schon früher vielfach an den Töchterschulen der Stadt unterrichtet hatte, in der Privattöchterchule I. Ordnung, welche meine älteste Tochter im J. 1879 in Wenden begründete. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich dieselbe mit der Zeit zu erfreulicher Blüte, und gegenwärtig bevölkert eine Zahl von etwa 60 Schülerinnen in 6 Klassen die Räume des Schulhauses, das ich zu diesem Behuf erbauen ließ.

## XVI. Meine kommunale Thätigkeit.

Habe ich im Vorstehenden meine Wirksamkeit an der Kreischule zu Wenden in Kürze skizziert, so will ich nun noch der Arbeit gedenken, der ich mich als Glied der Stadtgemeinde unterzog, ehe ich mich in einem Rückblick nochmals den Geschicken der Schule zuwende.

Die verrotteten Zustände, wie sie leider nicht nur im Bürgerstande, sondern auch in den sogenannten besseren Ständen herrschten, waren mir anfangs so zuwider, daß ich mich lange nicht entschließen konnte, mir einen Verkehrskreis zu suchen. Erst nach zweijährigem Aufenthalt in der Stadt vermochte ich es über mich, mich auf der „adligen Muffe“ als Mitglied proponieren zu lassen. Meine Aufnahme erfolgte nicht ohne schwarze Bälle; da ich indessen anfangs nur selten in der Gesellschaft erschien und keinerlei Prätenionen machte, vielmehr in Bescheidenheit am Zeitungstische Platz nahm, so bemerkte ich mit Befriedigung, daß das Vertrauen zu mir im Wachsen war. — Schon im J. 1858 wurde mir das Amt des Bibliothekars und einige Jahre später das des ökonomischen Vorstehers übertragen, das ich mit einiger Unterbrechung viele Jahre bekleidete. Während dieser Zeit gelang es mir, durch Ordnung und strenge Ökonomie die zerrütteten finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft soweit herzustellen, daß bei meinem freiwilligen Rücktritt mehrere Tausend Rubel Schulden abgetragen waren, obgleich ich nebenbei zur Verbesserung der Lokalitäten große Summen durch Bauten und Reparaturen verausgabte und die Bibliothek um 800 Bände vermehrt hatte.

Um dieselbe Zeit blühte in Wenden unter Leitung des Musiklehrers Schmidt, der von dem Elementarlehrer Friedwaldt begründete Gesangverein und ein von dem damaligen Rentmeister Ziegler ins Leben gerufener Gewerbeverein. Viele Jahre hindurch war ich Mitvorsteher in beiden

Vereinen, und es gelang endlich meinen Bemühungen, sie in einem und demselben Lokale unterzubringen, wodurch ganz unbemerkt eine Verschmelzung derselben angebahnt wurde. So kam es, daß im Lauf der Jahre zwar die populären Vorträge, an denen ich mich gleichfalls eifrig beteiligte, fort dauerten, der Gewerbeverein jedoch faktisch aufgehört hatte. Als ich im Jahr 1876 das Vorsteheramt niederlegte, wurde ich zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft „Gesangverein“ ernannt. Vor etwa 20 Jahren wurde in Wenden auch eine noch heute bestehende Feuerwehr gegründet, bei der ich mich als Schriftführer und Ordnungsmann beteiligte.

Im Jahre 1861 übernahm ich unter schwierigen Verhältnissen das Amt des kassaführenden Kirchenvorstehers und des Gottesackeraufsehers. Große Ausgaben waren im Laufe der Jahre vorzugsweise auf die Initiative des Stadtpastors Holst hin gemacht worden. Die Kirche wurde renoviert, eine neue Orgel, Altarchor mit Altarbild neu erworben, Pastorat und Kirchenschulhaus erbaut, der Gottesacker erweitert und verschönert, dazu ein Haus für den Totengräber angekauft. Durch die solcherart bewiesene treue Fürsorge für seine Kirche und Gemeinde hat sich Holst, mit dem ich mich neben der gemeinsamen Arbeit auch durch persönliche Freundschaft eng verbunden fühlte, ein bleibendes Verdienst um unsere Stadt erworben. Doch wären so tiefgreifende Änderungen ohne Beteiligung fremden Kapitals nicht denkbar gewesen. Und als er zu unserem lebhaftesten Bedauern im J. 1877 als

Oberpastor zu St. Jakob nach Riga versetzt wurde, drückte uns die Schuldenlast noch schwer genug. Doch mit Gottes Hilfe sind wir auch dieser Sorge glücklich enthoben. Edle Menschenfreunde ließen uns namhafte Summen als Geschenke zufließen, so daß sämtliche Schulden auf Pastorat, Kirchenschulhaus, Gottesacker u. s. w. so gut als getilgt zu betrachten sind.

### XVII. Aus dem Innenseben der Kreisschule.

Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Während in früheren Jahren die Schulverhältnisse Wendens etwas Starres, Stereotypes an sich trugen, während Enyingk 25 Jahre, Lemke 30 Jahre, Moltrecht 33 Jahre, Friedwaldt 34 Jahre, Hollander 43 Jahre auf ihrem Posten standen, so daß ein Lehrerwechsel als etwas Unerhörtes erschien, bieten die letzten 20 Jahre ein ganz anderes Bild. Im Jahre 1866 zieht Classen, 1867 Reimers fort, und von der Zeit der Errichtung der dritten Klasse wechseln die Lehrer in immer kürzeren Pausen. Der Aufschwung, den die Schulen Rigas seit dem Anfang der siebziger Jahre nehmen, erfordert eine Menge tüchtiger Lehrkräfte und zieht alljährlich namentlich die jüngeren Lehrer dahin, wo ihnen bessere Aussichten für die Zukunft winken.

Auf den wissenschaftlichen Lehrer Classen folgt im J. 1866 Theodor Kottkowitz, der bis zum J. 1871 die Stelle

bekleidete; ihm folgte Harry Tiling von 1871—75; er erhielt die Stelle eines wissenschaftlichen Lehrers an der Realbürgerschule in Riga; Oskar Becker von 1875—76, ging als Schulinspektor nach Wolmar; Heinrich Daig 1876—83; er zog im August 1883 nach Moskau, an die Peter-Pauls-Schule; ihm folgte Eugen Aucke bis Joh. 1887.

Auch die Lehrer der russischen Sprache lösten sich in rascher Aufeinanderfolge ab: Auf Reimers folgte 1867 Nikolai Trampedach, der im J. 1876 an die Rigasche Stadttöchterschule übergeführt wurde; ihm folgte Ananias Sfilin, der schon nach 6 Monaten von dem Kurator Sfaburow veranlaßt wurde, um seine Entlassung zu bitten; Alexander v. Schäfer, der zu Joh. 1882 an das Landesgymnasium zu Birkenruh überging. Ihm folgte Anton Janson, ein ehemaliger Kreisschüler, der zu Joh. 1887 bei der Umwandlung der Schule in eine Stadtschule mit russischer Unterrichtssprache mit den übrigen Lehrern entlassen wurde.

Wenn nun schon unter den etatmäßigen Lehrern ein so großer Wechsel zu bemerken ist, so ist dieses bei den außeretatmäßigen Lehrern noch viel mehr der Fall. Der erste, der im J. 1867 dieses Amt bekleidete, war der Oberlehrer Dr. Georg Schmid, früher in Arensburg und Bernau; er wurde schon nach einem Semester Oberlehrer in Goldingen. Ihm folgte Carl Fowelin, der sich nach Walk überführen ließ; Edmund Friedwaldt, der vom Kurator Gervais veranlaßt wurde, seine Entlassung zu neh-

men; Viktor Diederichs, der eines Augenleidens wegen leider früh sein Amt aufgeben mußte; Peter Dörfkal (al. Mühlberg) vom Januar bis Juni 1875; stud. Carl Schmidt, stud. Paul Ehlers; Johann Nyde vom Januar bis August 1876; Gustav Sintenis vom August 1876—77; Heinrich Treumann vom August 1877 bis Januar 1881 (er wurde als wissenschaftlicher Lehrer an das rigasche Stadtgymnasium übergeführt). Sein Nachfolger Eugen Aucke wurde 1882 etatmäßiger wissenschaftlicher Lehrer; Alexander Simonson bis Joh. 1886.

Der Grund dieses auffallend raschen Wechsels der außeretatmäßigen Lehrer ist vorzugsweise in der schlechten pekuniären Stellung derselben zu suchen.

Auch die Schule gewann im Laufe der Jahre eine veränderte Gestalt: von 1867 an hob sich die Schülerzahl stetig von 90 bis 164 im J. 1879, sank sodann wieder bis auf 145 im J. 1882. Der Grund dieses Rückganges dürfte einerseits in dem namhaft erhöhten Schulgelde (von 2 Rbl. 86 Cop. auf 20 resp. 25 Rbl.), andererseits in der besseren Ausstattung und Leistungsfähigkeit der Parochialschulen zu suchen sein. Der gegenwärtige Kurator verlangt, daß die Unterrichtsfächer durch alle Klassen hindurch von denselben Lehrern besetzt werden, sowie Beschränkung der Zahl der Freischüler von 25 auf 10%. So bietet denn die wendensche Kreisschule im J. 1882 ein wesentlich verändertes Bild, wenn man an das Jahr 1854 zurückdenkt. Das Alte ist gefallen, neues Leben pulsiert in den überfüllten Klassen. Mag immerhin

der Geist, der einem Lehrer beim erstmaligen Betreten einer Klasse entgegenweht, nicht immer anmutend sein — unsere Schüler sind ja doch Kinder ihrer Zeit und stehen auf den Errungenschaften ihrer Eltern und Angehörigen. Der Geist der Freiheit hat den Bauernstand mit seinen Strebungen und Hoffnungen in einer Weise ergriffen, daß auch die Schuljugend von den verderblichen Lehren, welche die lettischen Tagesblätter füllen, nicht unberührt bleiben kann. Da bedarf es der vollen Kraft des Lehrers, sie im Zaume zu halten. Wie lange wird sie noch vorhalten? Nun, Gott helfe weiter!

### XVIII. Schlußwort des Herausgebers.

Soweit war die Aufzeichnung der Lebenserinnerungen meines Vaters im Dezember 1882 gediehen. Auf den übrigen Blättern, die zumeist an den Sylvesterabenden der nächsten Jahre geschrieben sind, finden sich neben Ereignissen aus dem Kreise der Familie die bekannten Wandlungen verzeichnet, denen die Schulen Wendens in den folgenden Jahren ausgesetzt waren. Diese Begebenheiten sind theils für weitere Kreise ohne Interesse, theils noch zu neuen Datums, als daß sie hier ausführlich wiederzugeben wären. Nur dasjenige sei hier in Kürze zusammengefaßt, was für die persönlichen Schicksale des Verfassers in seinen letzten Lebensjahren von Bedeutung war.

Die durch den Sprachenukas vom 14. Sept. 1885 eingeleitete Umformung des baltischen Schulwesens wandte

sich zunächst den Elementar- und Kreisschulen zu. Der 1. Januar 1886 war den Lehrern als Termin gesetzt, bis zu welchem sie sich in den Stand zu setzen hätten, den Unterricht in russischer Sprache zu erteilen. Hatte auch mein Vater schon früher versucht, sich die Anfangsgründe der russischen Sprache anzueignen, um wenigstens die amtliche Arbeit der Jahresberichte und einen Teil der amtlichen Korrespondenz selbständig anfertigen zu können, so lag es doch auf der Hand, daß er in seinen Jahren nicht mehr imstande war, sich den freien Gebrauch der Reichssprache anzueignen. Das Jahr 1886 mußte daher umsomehr ein Jahr schwerer Sorge werden, als der Abschluß der Bildung der beiden jüngsten Kinder noch für längere Zeit bedeutende Kosten erheischte, während die Tage gezählt schienen, in denen es meinem Vater noch gegönnt sein konnte, sein bisheriges Amt zu bekleiden. Am 1. Juli 1886 begann die Umformung der Kreisschule; am 19. Jan. 1887 lief die 33jährige Dienstzeit meines Vaters ab; er wurde noch bis zum 1. Juli 1887 im Amte belassen. Dann trat er das Inspektorat seinem Nachfolger ab und schied aus dem Wirkungskreise, mit dem er in einem Zeitraume von mehr als einem Menschenalter innerlich verwachsen war.

Und in der That, vermochte auch mein Vater, äußerlich scheinbar wenig verändert, seinen Lehrpflichten nach wie vor obzuliegen, wozu sich an der von Dr. D. Harnack im August 1887 in Wenden begründeten Realschule willkommene Gelegenheit bot, — innerlich war seine Kraft

gebrochen: der „alte Böhme“, wie man ihn schon seit vielen Jahren zu nennen gewohnt war, war thatsächlich ein alter Mann geworden. Das spricht sich besonders in den Tagebuchblättern des letzten Jahres in rührendster Weise aus, indem an sich kleine Mißgeschicke ihm bisweilen Worte einer bis an Verzweiflung grenzenden Verzagtheit erpressen. Die letzte große Freude, die er erlebte, bestand darin, daß er den Bau eines Schulhauses für die Privattöchterhschule meiner Schwester zu Ende führen und der am 21. Oktober 1888 vollzogenen Einweihungsfeier beiwohnen durfte.

Schon am 10. Dezember desselben Jahres, — es war ein Sonnabend, und er hatte soeben seine Wochenarbeit in der Realschule beendet — warf ihn eine türkische Krankheit, die Kopfrothe, nieder, die durch den Hinzutritt einer Herzschwäche seinem Leben ein Ziel zu setzen bestimmt war. Ohne schwere Schmerzen, seit der letzten Nacht ununterbrochen bewußtlos, ist er, ohne sich von den Seinen verabschieden zu können, am 14. Dezember 1888 3 Uhr nachmittags sanft zur ewigen Ruhe eingegangen.

So war denn das Ziel erreicht, für das er sich durch ein Leben voll treuer Berufsarbeit und Liebesbethätigung nach menschlichem Urtheil würdig vorbereitet hatte, das Ziel, das er auch auf einem seiner letzten Tagebuchblätter im Auge hatte, wenn er mit Beziehung auf seine bevorstehende Entlassung aus dem Staatsdienste schrieb:

„So endet eine Laufbahn, die ungewöhnlich reich an

frohen Ereignissen, eines schöneren Abschlusses würdig gewesen wäre.

Der himmlische Vater hat mich auf Bahnen meinem Ziele entgegengeführt, die ich nimmer berechnen und voraussehen konnte. Dank, tausend Dank sei ihm auch für die Thränen, die ich zuweilen vergossen. Mag die kurze Spanne Zeit, die mir bis zum Ende meiner Wallfahrt bestimmt ist, dazu beitragen, mich in würdiger Weise auf den großen Tag vorzubereiten, wo der große und gerechte Weltenrichter auch mir zurufen wird: „Thue Rechnung von deinem Haushalten!“ Möchte ich doch treu erfunden werden, und der liebliche Zuruf auch mir erschallen: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Geh ein zu deines Herrn Freude.

Das walte Gott!“

Unter demselben Datum, dem 3. Februar 1887, an welchem die vorstehenden Zeilen geschrieben sind, finden sich folgende Strophen im Tagebuch eingetragen, die hier zum Schluß Platz finden mögen:

So ist das Tagwerk abgeschlossen,  
 Du treuer Gott, verlaß mich nicht;  
 Dein Segensquell hat sich ergossen,  
 Solang ich lebte meiner Pflicht,  
 Und wenn ich fiel, war Deine Hand  
 Mir immer gnädig zugewandt.

Du hast mich wunderbar geleitet  
 Auf manchem schweren Schmerzensgang,  
 Hast segnend Deine Hand gebreitet  
 Auf mich, Dein Kind, mein lebenslang;  
 Und schritt mein Fuß durch dunkle Nacht,  
 So wußt' ich, daß Dein Auge wacht.

Drum will ich froh und ohne Wanken  
 Auf Dich auch in der Zukunft bau'n,  
 Und täglich Dir aufs neue danken,  
 Und gläubig Deinem Wort vertrau'n.  
 Es sei in Dunkelheit mein Licht,  
 So straucheln meine Schritte nicht.

Dank Dir, o Herr, für alle Gaben,  
 Die Du mir gnädig hast beschert;  
 Ich will mich sündlich daran laben,  
 Solang mein Lebenslauf noch währt.  
 Und soll es dann geschieden sein,  
 So führe mich zum Himmel ein.

Noch eine Bitte: laß die Meinen  
 Dir, treuer Gott, empfohlen sein;  
 Und wenn sie einstmals mich beweinen,  
 So tröste sie in ihrer Pein.  
 Vereine uns nach dieser Zeit  
 Dort in der sel'gen Ewigkeit. —

Im Verlage von **Franz Kluge** in Neval sind nachstehende Schriften von **Chr. Böhm** erschienen:

**Deutsches Lesebuch** für Kreisschulen, Töchterschulen und ähnliche Lehranstalten. (Auch unter dem Titel: Deutsches Lesebuch für Schule und Haus.)

I. Bd. 3. Aufl. gr. 8. 1881. 70 Kop.

II. Bd. 3. Aufl. gr. 8. 1887. 80 Kop.

**Deutsches Lesebuch** für Elementarschulen.

I. Teil. 11. Aufl. 8. 1892. kart. 40 Kop.

II. Teil. 8. Aufl. 8. 1892. kart. 60 Kop.

**Das Lesebuch als Schule** für den schriftlichen Gedankenausdruck, enthaltend eine Sammlung ausgeführter Aufsätze. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Lehrerinnen. 8. 1869. geh. 50 Kop.

**Hilfsbuch** für den Unterricht im deutschen Aufsätze in mittleren Lehranstalten, im Anschluß an das Lesebuch bearbeitet. gr. 8. 1878. geh. 1 R.

